

Im Fernen Westen



Sioux Kit.

Dr. Karl Müller
Im fernen Westen

Im fernen Westen

Sioux Kit

Feurige Kohlen

Der junge Auswanderer

Drei Erzählungen für die Jugend

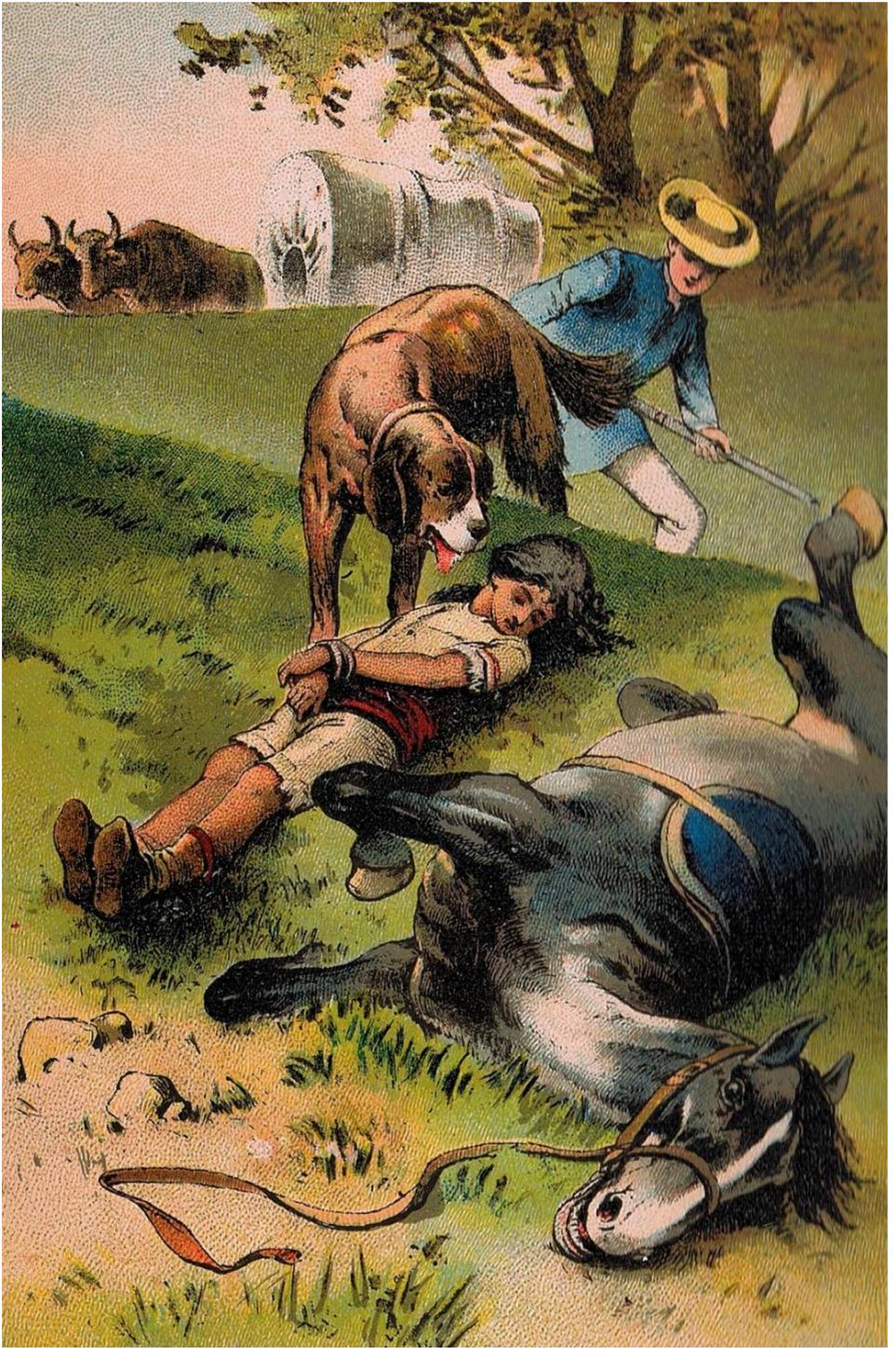
von

Dr. Karl Müller

Mit feinen Farbendruck-Bildern

Mühlheim a. d. Ruhr

Verlag von Julius Bagel



Sioux-Kit oder Im fernen Westen

1

Es sind mehr als dreißig Jahre her und es war noch vor der Zeit, in welcher jenes weite Gebiet des fernen Westens, welches heutzutage das Dakota-Territorium genannt wird, sich 1861 als ein solches organisiert hatte. Da lebte in der sogenannten Yankton-Reservation ein Methodistenprediger namens Joel Hogg mit seiner Gattin und zwei Söhnen, um dem Stamm der Yankton das Wort Gottes zu predigen und diese Wilden mit dem Ackerbau und den Segnungen der Zivilisation bekannt zu machen. Diese Yankton oder Yanktonwan sind ein versprengter Stamm der rothäutigen Ureinwohner des fernen Westens, welche früher in dem heutigen Staat Iowa gelebt hatten, aber durch die Ansiedlungen der Weißen aus ihren Wohnsitzen und von ihren Jagdgründen vertrieben worden waren. Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte den Yankton nun einen anderen Bezirk auf dem linken Ufer des Missouri am Choteau zum Wohnsitz angewiesen und ihnen jährliche Unterstützungen an Lebensmitteln, Kleidern, Geld usw. versprochen, um sie zufriedenzustellen und sesshaft zu machen, wie man dies mit allen von ihren früheren Wohnplätzen verdrängten Indianerstämmen tut. Diesen Bezirk nun nennt man seither die Yankton-Reservation.

Joel Hogg war schon mehrere Jahre hier auf diesem Posten, wohin ihn eine Methodistengemeinde geschickt hatte, und es war ihm ein heiliger Ernst mit der Mission, welche er unter den wilden Rothäuten unternommen hatte. Die Yankton waren gerade nicht einer der wildesten und unbotmäßigsten Stämme, allein sie waren stolz auf ihre Geschicklichkeit als Jäger und ihre Tapferkeit als Krieger, voll Unabhängigkeitssinn und stillem Hass gegen die Weißen, welche sie aus ihrer Heimat verdrängt und vertrieben hatten. Sie lebten von der Jagd in den waldigen Hügeln, welche den Choteau und seine Nebengewässer besäumen,

und vom Fischfang im Missouri und seinen Zuflüssen und ritten im Frühling und Spätherbst, wenn die großen Herden wilder Büffel nord- und südwärts in ihrer Nähe vorüberzogen, weit nach Südwesten in die Great Sand Hills und nach Westen in die Mauvaises Terres hinein, um Büffel zu jagen und sich dadurch einen Vorrat von Fleisch und Häuten zu sichern. Sie lebten sorglos in den Tag hinein, wie diese wilden Indianer es immer tun, die nur den Augenblick leben und nicht für den nächsten Tag sorgen, verkauften die Pelze und Häute der erlegten Tiere an die Händler, welche unter ihnen erschienen, und vertranken den besten Teil ihres Erlöses in Branntwein, jenem Gift, welchem die ganze kupferfarbige Rasse der nordamerikanischen Indianer mit Zeit und Weile zu erliegen droht.

Die Yankton kümmerten sich anfangs gar nicht um den Herrn Hogg, der in einem einsamen Blockhaus am Zusammenfluss des Choteau und des Navis wohnte, wenige Meilen oberhalb der Einmündung des Choteau in den Missouri. Sie hatten ungerne und nur dem Indianeragenten zuliebe, der ihnen den sogenannten Tribut der Regierung auszubezahlen hatte, erlaubt, dass Hogg sich auf ihrem Gebiet niederließ, und hatten sich für seine Sicherheit verbürgen müssen. Aber sie betrachteten ihn mit Misstrauen und beobachteten ihn argwöhnisch. Hogg aber gab ihnen kein Ärgernis, sondern lebte schlicht und recht und suchte sich diesen hochmütigen Wilden überall nützlich und gefällig zu erweisen. Er hatte am Fuß der Hügel ein kleines Grundstück gerodet, auf welchem er Mais und Weizen, Bohnen, Kartoffeln und Gemüse aller Art anbaute. Er hielt Hühner und Schweine und zwei Kühe. Er pflanzte sogar Obstbäume und bebaute sein Feld unverdrossen. Ein kleines Dorf der Yankton lag nur einige Tausend Schritte von seiner Wohnung. Der Häuptling desselben war vom Indianeragenten verantwortlich für das Leben und die Sicherheit Hoggs und seiner Familie gemacht worden. Hogg, welcher der sogenannten Creesprache, die beinahe alle Stämme des Westens verstehen, vollkommen mächtig war, erschien oft in

dem Dorf und sprach mit dem Häuptling und den Krieger, die einem Gespräch nicht abgeneigt waren, weil sie neugierig sind wie alle Wilden und gern etwas Neues hören. Er bat sie, ihre Kinder zu ihm herüberzuschicken, damit er sie in den Künsten der Weißen unterrichte und sie mit dem »Großen Geist der Weißen« bekannt mache. Allein die wilden Krieger schienen kein Verständnis dafür zu haben, und die Erwachsenen wenigstens verhielten sich gleichgültig oder sogar höhnisch abweisend gegen Hoggs Anerbietungen oder kamen höchstens zu ihm, wenn sie an ihren Flinten und Musketen etwas zerbrochen hatten, damit es Hogg ihnen ausbessere, der sich auf verschiedene Handwerke verstand.

Dieser anfängliche Misserfolg hätte vielleicht manchen anderen gleichgültig oder missmutig und seiner Pflicht abtrünnig gemacht, nicht so aber diesen ernsten, sanften und geduldigen Mann und seine fromme, treue Gattin. Beide waren überzeugt, dass die Zeit auch noch kommen werde, wo sie sich den Rothäuten noch nützlich machen könnten, und trugen Anfeindung, Neckereien und kleine Feindseligkeiten oder Diebstähle, denen sie vonseiten der Yankton ausgesetzt waren, mit Demut und Geduld. Wenn ihnen die Kinder der Yankton Maiskolben oder Hühner und Eier entwendeten, ging Hogg einfach hinüber zu dem »Großen Bogen«, dem Häuptling, ein Kerbholz in der Hand, zeigte den Fall an, schnitt eine neue Kerbe in das Holz und sagte. »Ich bin immer friedlich und freundlich mit den Krieger der Yanktonwan, ihren Weibern und Kindern, und mein Herz und meine Hand sind offen für sie. Sie aber sind boshaft und feindselig gegen mich und kränken mich und die meinen. Glaube nicht, mein Freund, dass ich dies vergesse. Du siehst, ich mache für jede Kränkung eine Kerbe, und der Kerben werden so viel, dass, wenn ich das Holz dem Indianeragenten gebe, er sehen kann, wie feindselig und wortbrüchig die Yanktonwan gegen den ›Großen Vater‹ und seine Kinder sind. Und wenn nun der Agent diese Kerben alle zählt, wird er versucht sein, den

Yanktonwan ihren Wert vom Tribut abzuziehen, welchen die weißen Männer meinen roten Brüdern gewähren. Und dann wird Mangel eintreten in den Dörfern der roten Krieger. Das wolle mein roter Bruder bedenken und seinem Stamm verkündigen. Das sage ich meinem Bruder, dem ›Großen Bogen‹ in allem Frieden.«

Das half dann immer eine Zeit lang und hielt den Häuptling und seinen Stamm im Respekt. Aber endlich kam auch die Zeit, wo Hoggs Hoffnungen in Erfüllung gingen. Eines Tages kam zu ihm ein Bote vom »Großen Bogen« und bat Hogg um seine Hilfe. Der älteste Sohn des Häuptlings, ein bildschöner, kräftiger junger Mann, war beim Fällen eines Baumes von dem stürzenden Stamm getroffen worden, und dieser Unfall hatte das ganze Dorf sehr erschüttert. Der Verletzte litt unsägliche Schmerzen, und die Verletzung ging über das Wissen und die Kunst der sogenannten Medizinmänner und der alten Weiber des Stammes, welche sich einigermaßen auf Heilkunde verstanden. Hier stand die einzige Hoffnung der Heilung auf der Hilfe des weißen Mannes, denn Hogg verstand etwas von Heilkunde. Hogg kam, untersuchte die Verletzung und fand sie sehr schwer. Er versprach dem Häuptling, sein Bestes zu versuchen, und hoffte auf Gottes Hilfe und des jungen Kriegers ungeschwächte Kraft und Gesundheit. Er übernahm die Kur unter der Bedingung, dass Scha-co-pon (wörtlich: sieben Elche, weil derselbe einmal sieben Wapiti aus einer Herde erlegt hatte), wie der Verwundete hieß, zu ihm in sein Haus gebracht werde und über die ganze Zeit der Kur bei ihm verbleibe. Der Verletzte und sein Vater waren damit einverstanden. Und so wurde Scha-co-pon zu Hoggs Blockhaus gebracht und lag dort über vier Monate mit geschienten Beinen, nachdem die Knochensplitter herausgenommen worden waren, und erhielt die liebevollste und die sorgfältigste Pflege. Hogg und seine Frau behandelten ihn mit der größten Freundlichkeit und zartesten Rücksicht. Die beiden Söhne des Missionars, Luke und Tim, versuchten den Kranken zu unterhalten, erzählten ihm

Geschichten, lehrten ihn Englisch, lasen ihm vor aus Büchern in der Creesprache, welche die Sioux oder Dakotas (zu denen auch die Yanktonwan gehören) verstehen, und lehrten ihn mancherlei kleine Künste, in welchen sie den Rothäuten überlegen waren. Scha-co-opon war nicht umsonst der Gast dieser wackeren Weißen. Es ging ihm gewissermaßen eine neue Welt auf und eine Überzeugung von der Überlegenheit der Weißen in allen Dingen, von dem Frieden und der Behaglichkeit eines solchen Daseins, und dem Wohlwollen und der uneigennütigen Herzensgüte dieser Menschen gegen ihn, der seither beinahe ihr Feind gewesen war. Solch ein Indianer beobachtet scharf und eignet sich alles an, was ihm nützlich erscheint. Und so stand der junge Krieger als ein klügerer und besserer Mann von seinem Schmerzenslager auf, als sein Beinbruch geheilt war und er an Krücken, welche Vater Hogg selbst ihm angefertigt hatte, wieder im Haus herumhumpeln und Haus, Stall sowie Feld besichtigen konnte. Von nun an war er der treue, dankbare Freund der Familie Hogg, wenn er auch davon nicht viel Aufhebens machte, denn der Indianer lässt nicht gern durch ein Wort oder Gebärde an die Erscheinung treten, was in ihm vorgeht.

Als Scha-co-opon wieder so weit geheilt war, dass er, wenn auch an Krücken, in seine Hütte zurückkehren konnte, schickte er Herrn Hogg zwei schöne, junge Pferde als Geschenk und bat ihn, seine Kinder in die Schule zu nehmen und in dem Wissen der Weißen zu unterrichten. Seine Frauen aber schickte er hinüber zum Blockhaus, damit sie von Frau Hogg Kochen, Stricken und ähnliche häusliche Künste sowie von Vater Hogg die Bestellung des Bodens und den Anbau von Mais, Bohnen, Küchenkräutern und anderen Pflanzen erlernten und der Familie Hogg in ihren Arbeiten beiständen. Mit Dank erkannte er es, dass ihm Frau Hogg einige Hühner und einen jungen Hahn schenkte, denn er wollte von nun an auch Hühner züchten und die ersten Versuche zu einem zivilisierten Leben machen.

Vater Hogg dankte dem lieben Gott aufrichtig, dass er seine Arbeit bis hierher so sichtlich gesegnet hatte. Sein Wahlspruch *Mit Gott den Anfang, dann hat's guten Fortgang* bewährte sich. Als die Yankton sahen, wie sauber und manierlich die Kinder Scha-co-pons in der Schule wurden, wie sie sauber gekleidet erschienen in Jacken, Beinkleidern und Röckchen aus gegerbter Hirschhaut, welche Frau Hogg zugeschnitten und zum Teil genäht hatte, wie die Jungen lesen, schreiben, Englisch, die Mädchen dazu noch stricken und häkeln lernten, da kamen auch andere Krieger der Yankton herüber und baten Herrn Hogg, ihre Kinder ebenfalls in die Schule zu nehmen, denn da dies nichts kostete, so glaubte jeder, seine Mittel erlaubten ihm dies ebenfalls. So hatten denn Herr und Frau Hogg bald an die vierzig Kinder von acht bis zwölf Jahren, welche morgens aus dem Dorf über den Choteau herüberkamen und meist einen seltenen Eifer entwickelten, denn diese Rothäute sind sehr eitel und ehrgeizig. Und wenn die älteren Knaben auch hier und da in ihrem unsteten Wesen hinter die Schule gingen und lieber den Vögeln und Kaninchen in Feld und Wald Schlingen legten oder auf Fischfang gingen oder Beeren suchten, so tadelte Herr Hogg sie nicht darüber, sondern wenn nur wenige Knaben zur Schule kamen, so zeigte er diesen schöne bunte Bilderbücher, worin alles Mögliche von den Herrlichkeiten der Weißen zu sehen war: große Städte und Häuser, Dampfschiffe und Eisenbahnen, große Seeschiffe, Werften, Bergwerke, Fabriken und dergleichen mehr, und erklärte sie den Kindern, welche dann den anderen davon erzählten, sodass diese bereuten, um einen derartigen Genuss gekommen zu sein, und in Zukunft nur seltener die Schule schwänzten.

Allein nichts Menschliches hat Dauer, und so ließ allmählich auch der Eifer der roten Schüler nach, und es kamen immer weniger aus dem Dorf herüber, und nur die Kinder Scha-co-pons und einiger anderer Krieger hielten noch treulich aus. Vater

Hoggs Bitten bei den Eltern fruchteten wenig, denn die einen sagten. »Meine Knaben müssen die Ponys draußen in der Prärie hüten oder fischen gehen.« andere sagten: »Meine Frauen können die Mädchen nicht entbehren, um Holz einzutragen oder Felle zu gerben. Allein der Missionar verlor den Mut nicht, sondern ergab sich geduldig in diese getäuschte Hoffnung, in der Zuversicht, dass auch noch eine bessere Zeit kommen werde, und diese Erwartung täuschte nicht. Im Herbst zogen die Yankton mit ihren Frauen auf die Büffeljagd in die Mauvaises Terres und die Prärien, um nach ihrer Gewohnheit den nach Süden ziehenden Büffelherden aufzulauern und sich ihren Wintervorrat an Büffel Fleisch zu beschaffen. Allein sei es, dass die wandernden Büffel einen anderen Weg als gewöhnlich einschlugen, sei es, dass sie ihren Zug nach Süden früher als gewöhnlich angetreten hatten, weil der Winter im Norden zeitiger einzutreten drohte. Kurzum, sie warteten auf ihren Jagdgründen vergebens auf die Ankunft der großen Herden und fanden nur kleine Rudel, sozusagen die Nachzügler der Ersteren. Die Rothäute zogen hin und her, aber die Ausbeute war sehr gering und reichte kaum aus, um den augenblicklichen Unterhalt der Jäger zu fristen. Da zogen denn die Yankton weiter nordwärts in die Prärien am James River und Turtle River, welche das Jagdgebiet eines anderen Stammes der Sioux waren, und jagten dort, bis die eigentlichen Besitzer dieser Jagdgründe es bemerkten und die Eindringlinge mit Übermacht angriffen und zurückschlugen. Viele von den Yankton wurden erschlagen und die anderen, welche heimkehrten, brachten wenig Fleisch und Häute mit. Und als nun der Winter einbrach, der auf dem Prärieland ziemlich streng und hart ist, da waren die dürftigen Vorräte bald aufgezehrt und in der Yankton-Reservation brach eine wahre Hungersnot aus, weil die Indianer zu wenig Feldbau betrieben und nicht zeitig für einen Vorrat von Nahrungsmitteln für den Winter sorgten. Jagd und Fischfang vermochten in der harten Winterszeit den Ausfall nicht zu decken. Viele Krieger ritten auf Raub und Viehdiebstahl

aus und die zu Hause blieben, mussten ihre Pferde und Hunde schlachten, um nicht zu verhungern, und ihre beste Habe verkaufen oder gegen Nahrungsmittel eintauschen.

Den Vater Hogg erbarmte diese verzweifelte Lage und er teilte von seinen Vorräten mit, wie und wo er konnte. Ja, noch mehr, er speiste die Kinder der Yankton, welche zur Schule kamen, und nun füllte sich plötzlich sein Schulzimmer wieder, denn Knaben und Mädchen kamen in Massen über die Eisdecke des Choteau herüber zur Schule und hörten aufmerksam zu, um danach mit dem warmen Maisbrei und dem Brot ihren Hunger zu stillen. Ja selbst die sonst so stolzen und dünkelfaften Krieger der Yankton kamen herüber und bettelten um eine Suppe und ein Stück Brot. Die Frauen betrieben gern einige Stunden die Handmühle, auf welcher Mutter Joel ihren Mais mahlte, um sich und ihren kleinen Kindern dadurch eine warme Mahlzeit zu verdienen. Und hätte Vater Hogg nicht unter dem besonderen Schutz des indianischen Agenten und der Familie des Scha-coopon gestanden, so würden ihn vielleicht einige verworfene Burschen der Yankton bestohlen, ausgeplündert und erschlagen haben. So aber war er sicher, denn die einsichtsvolleren und angeseheneren Krieger sahen ein, was für eine Wohltat der Missionar für ihr Dorf und ihre Kinder war.

Wie gesagt, die Schule war noch niemals so zahlreich besucht gewesen, wie in diesem Winter, und die Kinder noch niemals so geduldig, aufmerksam und gehorsam, und so ging auch diese schwere Prüfung an dem Stamm vorüber, obwohl viele daraus gestorben waren. Der Frühling kam, der Schnee verschwand von der Prärie, das Eis von den Flüssen, die Hirsche verließen die Dickungen des Waldes und die Fische den tiefen Grund, und die ärgste Not hatte ein Ende. Nun aber regten sich bei den roten Kriegern Habsucht, Rachgier, Neid und andere böse Leidenschaften. Sie hatten im Herbst beim Jagdzug auf fremdes Gebiet zehn oder zwölf Krieger verloren, und ihre wilde Sitte und die Abstammung gebot ihnen, Rache dafür an dem Stamm zu neh-

men, welcher sie angegriffen und verjagt hatte. Sie hatten aus Not den größten Teil ihrer Pferde ausgezehrt und brauchten wieder Pferde, deren der Indianer der Prärien nicht entbehren kann. Sie wussten von ihren Kundschaftern, dass der Stamm der Sioux, durch den sie verjagt worden waren, im vorigen Herbst eine reiche Jagd gemacht hatte, gut durch den Winter gekommen war, Büffelhäute und gedörrtes Fleisch, Pferde und Maultiere genug besaß. So war denn für diese Wilden, welche nur auf die Stimme ihrer Leidenschaften hören, nichts natürlicher als der Entschluss, unter dem Vorwand der Wiedervergeltung einen Raubzug gegen jenen Siouxstamm zu unternehmen und sich dadurch zu bereichern.

So geheim die Yankton auch ihre Rüstung betrieben, so erfuhr Joel Hogg doch ihren Plan. Als er eines Tages das Feuer in ihrer Ratshütte rauchen sah, ging er hinüber, trat unerschrocken in den Kreis der Krieger, welche um das Feuer kauerten, und erbat sich das Wort, das sie ihm, wenn auch ungerne, erteilten, denn sie konnten seine Absicht errathen.

»Meine lieben Brüder und tapferen Krieger«, hob Vater Hogg dann an, »ihr wisst alle, dass mein Herz und meine Hand offen sind für euch und dass ich es gut mit euch meine, darum bitte ich, dass ihr einen Augenblick auf meine Stimme höret und meine Rede in Euren Herzen erwägt. Ich habe vernommen, dass ihr einen Kriegszug gegen die Sioux in der Reservation an der großen Schleife des Missouri vorhabt, und ich komme, euch zu bitten, dass Ihr diesen Plan aufgibt. Ich weiß, die Sioux haben euch aus ihren Jagdgründen verjagt, als ihr im vergangenen Herbst dieselben betreten habt. Ihr hättet an ihrer Stelle wohl ebenso gehandelt, denn jene Jagdgründe sind ihr Eigentum, von unserem großen Vater in Washington ihnen verliehen und gewährleistet. Ihr habt ihre Rechte verletzt, denn ihr seid gewaltsam dort eingebrochen. Wärt ihr zu mir gekommen, hättet ihr mir eure Not geklagt, so wäre ich hinaufgeritten und hätte mit ihren Häuptlingen gesprochen und sie gebeten, dass sie euch jagen lassen, da-

mit ihr nicht verhungert. Und sie hätten es euch gestattet und es wäre Friede im Land und zwischen den Stämmen der roten Krieger geblieben. Und ihr habt alle dem großen Vater in Washington gelobt, Frieden zu halten, und dafür sendet euch der große Vater alljährlich Wolldecken, Mehl, Zucker, Tee, Kaffee, Kleider und Geld. Ihr habt unrecht getan und sinnt nun auf neues Unrecht. Ihr beleidigt den großen Vater in Washington, und er wird euch zürnen und euch bestrafen, indem er euch seine Gaben vorenthält. Denn ihr brecht das Wort, das ihr ihm gegeben habt. Ihr beleidigt aber auch den großen Geist oben im Himmel, in dessen Namen ihr Frieden gelobt habt. Er wird ebenfalls zürnen und euch seine Gaben vorenthalten. Darum ermahne ich euch, meine Brüder, bedenkt wohl, was ihr tut. Häuft nicht neues Unrecht zu dem alten. Seid edel und vergießt nicht unschuldiges Blut. Wehe dem, der die Streitaxt ausgräbt und einen langen Krieg heraufbeschwört, denn wie ihr nun das Blut eurer getöteten Brüder rächen wollt, so werden die Sioux das Blut ihrer Brüder rächen, und des Krieges wird kein Ende sein. Die roten Männer aber sind alle Brüder und sollen nicht den Speer gegeneinander aufheben und sich gegenseitig ausrotten, sondern als Brüder miteinander leben. Denn wenn ihr alle auf den Kriegspfad geht, so wird der große Vater seine Krieger gegen euch schicken und mit den Waffen Frieden machen. Dies bedenkt, bevor ihr handelt. Ich habe gesprochen, wie es mir Gott und mein Herz eingegeben, und ich bitte euch nun, dass ihr über meine Rede nachdenkt und sie in einem guten Herzen bewahrt. Ich warne euch, denn ihr seid wenige gegen viele, und wer unrecht tut, wird Unrecht leiden. Wer Wind sät, wird Sturm ernten. Ich habe gesprochen.«

Diese Rede machte einigen Eindruck auf die älteren Krieger, allein die Leidenschaften waren schon allzu erregt, und die Mehrzahl der Yankton stimmte für den Raubzug, sobald Vater Hogg die Ratsversammlung verlassen hatte. Einige Tage später ritten sämtliche Krieger der Yankton in aller Stille von ihrem Sammelplatz ab und zogen in zwei Gruppen in den Krieg, auf jedem

Ufer des Missouri eine. Aber die Winnebago in der Reservation am Fort Thompson hörten von dem Auszug und dass viele herumziehende räuberische Rothäute sich den Auszüglern angeschlossen hätten. Sie rüsteten sich also, um einen etwaigen Angriff abzuwehren, und gaben auch den Sioux in ihrer Reservation am Fort Pierre Nachricht.

Mittlerweile war Vater Hogg in großer Besorgnis, denn er ahnte, dass der beabsichtigte Raubzug im Allgemeinen nur schlimme Folgen haben und eine Menge weiterer Fehden hervorrufen werde. Er berichtete darüber an den Indianerkommissar in Fort Thompson und bat diesen, sein Möglichstes zu tun, um den Frieden zu erhalten, erhielt aber von diesem die Antwort, es sei dazu schon zu spät, denn die Abteilung der Yankton, welche auf dem rechten Ufer des Missouri hinaufgezogen sei, habe bereits einen Einfall in die Siouxreservation gemacht und ein Dorf der Sioux überfallen und geplündert, sei aber zurückgeschlagen worden. Die Sioux haben bereits weitere Stämme ihres Volkes zur Hilfe aufgeboten, sodass ein größerer Krieg in Aussicht stehe. Daher bitten er und der Major Campion, welcher in Fort Thompson befehlige, Herrn Hogg dringend, mit den Seinen ins Fort Thompson zu flüchten, wo sie vorerst sicher sein würden. Das Fort habe nämlich eine starke Garnison, und dem Agenten sei es gelungen, die Häuptlinge der Winnebago zu bewegen, dass sie neutral blieben und Frieden hielten.

Vater Hogg kannte die Gräuel solcher indianischer Fehden zu gut, um diese Warnung in den Wind zu schlagen. Er wusste, dass die Sioux jedenfalls den Einfall in die Reservation der Yankton erwidern und alles mit Feuer und Schwert verwüsten und auch ihn und die Seinen nicht schonen würden, denn sie galten mit Recht als einer der kriegerischsten, aber auch wildesten und grausamsten Stämme. Ein Blick auf seine treue Frau und seine beiden Söhne riet ihm, diese keiner Gefahr auszusetzen. Sein älterer Sohn Luke war nun zwölf und der jüngere, Tim, bald zehn Jahre alt. Sie waren also in dem Alter, wo sie von den feindlichen

Indianern entweder erschlagen oder als Gefangene fortgeschleppt werden würden, um als Sklaven behandelt zu werden. Sein Herz erbebte bei dem Gedanken, was aus seiner treuen Gattin werden würde, wenn sie in die Hände jener wilden Rothäute fiel. Gleichwohl mochte er nicht sogleich fliehen. Es widerstrebte ihm, seine kleine Behausung preiszugeben und seine Schule zu verlassen. Er hatte jüngst wieder sein kleines Feld bestellt und seine Saaten gingen schön auf. Würde er sie wohl je wieder sehen, wenn er sie nun verließ? Er kämpfte einige Tage lang mit einem Entschluss, er suchte die Familien der Ausgezogenen zu trösten. Da kamen einige Schwerverwundete zurück und berichteten, dass sie geschlagen worden seien und wahrscheinlich verfolgt würden, und Greise, Frauen und Kinder aus dem benachbarten Indianerdorf flüchteten in die Wälder. Nun sah Rater Hogg ein, dass keine Zeit zu verlieren war, wenn er noch wohlbehalten Fort Thompson erreichen wollte, das in gerader Linie achtzehn deutsche Meilen entlegen war. Er lud also seine besten Habseligkeiten und seine Familie auf seinen Wagen, empfahl sein Heimwesen und die Seinen dem Schutz des Allmächtigen und trat voll Gottvertrauen, aber auch voll Wehmut die Reise nach Nordwesten an, seine beiden Kühe und seine Pferde vor den Wagen gespannt.

Fünf ängstliche mühevollen Tagesreisen brachten Joel Hogg und die Seinen wohlbehalten nach Fort Thompson, wo sie vorerst in Sicherheit waren und freundlich aufgenommen wurden. Bald kamen auch bessere Nachrichten. Dank dem energischen Einschreiten des Colonels Short, des obersten Beamten der Indianeragentur, war dieser Fehde rasch ein Ende gemacht worden, ehe sie noch einen größeren Umfang annahm. Colonel Short hatte von den sämtlichen Forts der Nachbarschaft eine Truppe von etwa zweihundert Reitern zusammengebracht und die Krieger der Winnebago aufgeboten, um den Frieden zu stiften. Er hatte sich zwischen die kämpfenden Stämme geworfen, nachdem die Yankton einige Dörfer der Sioux überfallen und geplündert hat-

ten und zurückgeworfen worden waren. Er hatte den Yankton die Rente abgenommen, sie zur Ruhe verwiesen und wieder zu der Reservation zurückgeschickt. Er hatte weiterem Blutvergießen Einhalt geboten, beiden Parteien ihre Gefangenen abgenommen und sich von jeder Partei einiger Häuptlinge bemächtigt, welche als Geiseln des Friedens zu verschiedenen entlegenen Forts gebracht wurden, und den geschädigten Sioux, deren Hütten niedergebrannt worden waren, Ersatz vonseiten der Regierung und Bestrafung der Ruhestörer zugesagt und hierdurch den Frieden wenigstens äußerlich wiederhergestellt, zumal er daneben noch sämtliche Besatzungen der benachbarten Forts verstärkt hatte. Sowohl die Sioux als auch die Yankton waren eingeschüchtert, denn sie sind nur durch Strenge und Furcht in Ordnung zu erhalten.

Als Colonel Short nach Fort Thompson zurückkehrte und Joel Hogg erfuhr, dass zwei Häuptlinge der Yankton und viele Krieger gefallen, Scha-co-opon und mehrere der angesehensten Krieger als Geiseln mitgenommen worden waren und ein Wiederausbruch der Feindseligkeiten nicht zu befürchten sei, hielt er es für seine Pflicht, wieder auf seinen Posten zurückzukehren. Ohnedem sagte er sich, dass er dort in der allgemeinen Bestürzung nötiger sein und nützlicher werden würde, als in dem Fort. Colonel Short bestärkte ihn hierin, und so schirrte Vater Hogg denn wieder seine Kühe und Pferde vor den Wagen, nahm noch einen Vorrat von Lebensmitteln für alle Fälle mit und trat den Heimweg wieder an, geleitet von einem Korporal und fünf Reitern, welche ihm der Colonel als Bewachung mitgegeben hatte, um ihn gegen etwa noch herumstreifende feindliche Indianer zu schützen.

Drei Tage lang hatte Vater Hogg seine Bedeckung bei sich behalten. Da aber nirgends eine Spur von indianischen Kundschaftern zu sehen war, empfahl er sich dem Schutz Gottes, entließ die Dragoner mit bestem Dank und zog allein weiter. Eine Straße durch die Prärie gab es natürlich nicht, sondern die Reisegesellschaft war seither einer deutlich erkennbaren Fährte gefolgt, die wahrscheinlich von einer Gruppe der erschlagenen oder heimgeschickten Yankton herrührte, wie die Überreste von Lagerfeuern, getöteten Pferden und hinterlassenen Gegenständen verrieten, auf welche man von Zeit zu Zeit stieß. Diese Fährte folgte auch Vater Hogg, als er allein in der Überzeugung war, dass sie wohl der kürzeste Weg zur Reservation der Yankton sei. Seine Frau und Tim saßen auf dem Wagen, Luke ging mit der Peitsche neben dem Gespann her, und Vater Hogg, mit der Doppelflinte unter dem Arm und den treuen Hund Mingo zur Seite, lief immer rekognoszierend etwa tausend Schritte voraus, um den Weg auszumachen und einer etwaigen Gefahr zu begegnen.

So waren sie an den Cedar Creek gekommen, das letzte Flüsschen nördlich von der Yankton-Reservation, und hatten dieses mittels einer Furt passiert, welche Vater Hogg mit Mühe gefunden hatte. Danach ging es die steile jenseitige Uferböschung des tief eingeschnittenen Flüsschens hinauf, und Vater und Mutter und Luke mussten ihre Schultern gegen den Wagen stemmen, um ihn den steilen Hang hinazubringen, während Tim die Zugtiere mit der Peitsche antrieb. Während sie damit beschäftigt waren, hörten sie den Hund, welcher sich von ihnen entfernt hatte, plötzlich laut anschlagen, und erst heftig bellen, dann aber eigentümlich winseln und beinahe heulen und dann wieder bellen.

Der Missionar erschrak anfangs, denn er fürchtete, Mingo werde feindliche Indianer oder Fremde gesehen haben. Aber er konnte den Wagen nicht verlassen, und es galt vor allem, diesen

vollends die Böschung hinaufzubringen. So schoben denn alle drei noch einmal wie verzweifelt und gönnten sich nicht die Zeit, auch nur dem Hund zu pfeifen, bis man oben war, ebenen Boden unter sich hatte und die Tiere sich verschnaufen lassen musste. Nun piffen Vater Hogg und Luke nach dem Hunde, dessen seltsames Gebaren ihnen auffiel. Mingo kam endlich herbei, gebärdete sich aber, als ob er seinen Herrn auffordern wollte, mit ihm zu kommen.

»Ich sehe, was der Hund meint, lieber Vater«, sagte Luke, »er hat offenbar irgendetwas gefunden, was ihm auffällt. Bitte, lass mich hingehen und sehen, was es ist.«

»So geh, mein Sohn, nimm aber deine Flinte mit!«, versetzte Vater Hogg, nahm dabei sein eigenes Gewehr vom Wagen und machte es schussfertig.

Sobald Luke Anstalt machte, dem Hund zu folgen, bellte und wedelte Mingo ganz vergnügt, lief auf seiner Fährte zurück und sah sich von Zeit zu Zeit nach seinem jungen Herrn um, den er durch Busch und Dorn einige Hundert Schritte fortführte, bis sie auf die frühere Fährte der Indianer kamen. Hier lag ein verendetes Pferd und neben diesem, mit Stricken aus roher Tierhaut noch am Pferd angebunden, ein Indianerknabe von ungefähr zehn Jahren, anscheinend tot.

Luke war anfangs sehr erschrocken und sah sich argwöhnisch um, aber es war alles grabesstill. Scheu trat er näher und sah, dass Mingo dem rothäutigen Knaben Gesicht und Mund beleckte und zwischen hinein eigentümlich winselte. Nun erst bemerkte er, dass dem armen Knaben die Hände auf den Rücken und die Füße zusammengebunden waren und die Stricke so tief eingeschnitten hatten, dass Handgelenke und Knöchel hoch aufgeschwollen waren. Er berührte den Knaben und fand, dass seine Glieder sich beinahe kalt anfühlten. Also war derselbe noch nicht tot. Ängstlich rief er den Vater herbei und befühlte dem fast nackten Indianerknaben die Schläfen und die Brust, ob noch Puls- und Herzschlag zu verspüren seien.

Vater Hogg war im Nu zur Stelle und begriff auf den ersten Blick die ganze Lage.

»Armes Kind«, sagte er, »es ist ein gefangener Sioux, den die Yankton mit sich geschleppt haben. Das Pony, das ihn trug, war wahrscheinlich abgetrieben und konnte nicht weiter, denn es ist ein altes Tier. Da haben ihm diese gefühllosen Leute einen Schuss vor den Kopf gegeben und den unglücklichen Knaben seinem Schicksal überlasten, denn sie gönnten sich auf ihrer eiligen Flucht nicht die Zeit, ihn mitzunehmen ... Armer Bursche! Er ist noch nicht tot, aber verschmachtet.«

Kurz darauf zog er sein Messer und durchschnitt die Bänder, womit des Knaben Arme und Beine gefesselt und sein Leib an das tote Pferd gebunden waren. Der junge Körper rollte wie ein Klotz auf den Boden herab. Vater Hogg flößte ihm etwas von dem starken Tee ein, den er in seiner Feldflasche führte, und der Knabe trank gierig. Es war also noch Leben in ihm.

»Komm, Luke! Nimm mein Gewehr! Wir wollen ihn zur Mutter bringen«, sagte er, nahm den Siouxknaben vorsichtig auf den Arm und trug ihn die Böschung hinauf zum Wagen.

Mutter Hogg staunte nicht wenig ob diesem Anblick.

Aber der Missionar sagte: »Bereite ihm ein weiches Lager, liebe Judith, denn der liebe Gott hat uns dieses arme Kind anvertraut, damit wir Samariterdienste an ihm tun. Träufle ihm hier und da etwas von diesem Tee ein, damit er sich etwas erhole. Wir aber wollen eilen, dass wir das Nachtlager erreichen.«

Damit nahm er selbst die Peitsche und trieb das Gespann vorwärts, den Siouxknaben seiner Frau und seinen beiden Söhnen überlassend, die ihn voll Mitgefühl pflegten.

So verfolgte er die Indianerfährte noch einige Stunden weiter, bis er an eine kleine Quelle und an die Überreste eines Lagerfeuers kam, wo die flüchtenden Indianer offenbar vor ihm gerastet hatten. Nachdem er die Tiere ausgespannt und zum Weiden ausgeflockt sowie ein Feuer angemacht hatte, breitete er eine Büffeldecke auf den Boden, legte den Siouxknaben vorsichtig darauf

und untersuchte ihn nun erst genauer. Der Knabe war noch bewusstlos und sehr schwach, denn er war offenbar mehrere Tage ohne Speise und Trank geblieben. Er war aber nicht verwundet, sondern für sein Alter kräftig und hatte regelmäßig hübsche Züge. Während nun Mutter Judith das Abendbrot zubereitete und für den rothhäutigen Knaben eine kräftige Fleischbrühe kochte, machten Vater Hogg und seine Söhne ihm kalte Umschläge um die angeschwollenen Glieder und pflegten ihn liebevoll. Der Puls des Knaben ging kräftiger, und er schlief, wenn auch unruhig und im höchsten Fieber. Er hatte einen Arm und das linke Bein beim Sturz des Pferdes gebrochen und beide Glieder waren furchtbar geschwollen, sodass die Pfleger die kalten Umschläge noch bis in die Nacht hinein fortsetzten.

Am anderen Morgen wurde der Siouxknabe, welcher noch immer bewusstlos war, wieder vorsichtig im Wagen gebettet und die Reise fortgesetzt. Man war nun in der Yankton-Reservation, wo jedoch überall Bestürzung, Unordnung und Trauer herrschten, denn viele Krieger waren nicht mehr heimgekehrt und ihre Angehörigen fragten den Missionar ängstlich, ob er nichts von ihnen wisse und ob sie nicht unter den Gefangenen seien. Aber Hogg konnte ihnen keine Auskunft geben, sondern nur zur Ruhe mahnen, weil in den nächsten Tagen eine Abteilung Dragoner kommen würde, um den Stamm zu überwachen. Vater Hogg beschleunigte seine Reise voll ängstlicher Neugier, ob er auch sein Heimwesen noch vorfinden würde. Am zweiten Mittag nach der Aufnahme des Knaben kam er endlich in Sicht seines Heimwesens und dankte Gott im Stillen, dass sein Blockhaus, sein Stall und Schuppen noch standen, wenn auch ausgeplündert bis auf das letzte Wertstück. Denn die Väter und Mütter seiner Schüler hatten alles fortgeschleppt bis auf den letzten Topf und den letzten Nagel, nachdem er weggegangen war.

Mutter Judith und die Knaben weinten beinahe, als sie diese Verwüstung sahen, aber Hogg sagte gelassen: »Murr nicht, meine Lieben, und flucht den Dieben nicht, denen der Herr verge-

ben möge, denn sie wissen nicht, was sie getan haben, diese wilden Heiden. Wir müssen nun eben unser Leben von Neuem aufbauen, und der allmächtige Vater im Himmel, der uns seither so wunderbar beschützt hat, wird weiter helfen. Amen.«

Und nun richtete sich der Missionar eben schlicht und recht in seinem Häuschen wieder ein, so gut es eben ging, und war froh, dass er die notdürftigsten Lebensmittel und einen Korb voll Hühner mit einem Hahn mitgebracht hatte, denn seine Nachbarn hatten ihm auch seine Hühner gestohlen und getötet. Nur sein Feld hatten sie nicht zerstört, und der Mais und der Weizen standen schön in den Halmen. Die Bohnen und Erbsen blühten. Die Zwiebeln und andere Küchengewächse gediehen, wie es der Jahreszeit, dem Sommeranfang, entsprach, und verhießen eine baldige Ernte.

Dem Siouxknaben hatte der Missionar in einer Ecke der Stube ein Lager gemacht, wo ihm die sorgfältigste Pflege zu teil wurde. Diese und die Ruhe trugen dazu bei, dass er sich langsam erholte. Die aufgelaufenen Gliedmaßen schwellen ab und Vater Hogg konnte nun den Arm- und den Beinbruch einrichten und schindeln. Der Knabe war wieder zur Besinnung gekommen und beinahe erschrocken, als er sich in dieser Umgehung sah. Aber noch mehr als die tröstlichen Worte der Familie Hogg beruhigten ihn die Freundlichkeiten und die liebevolle Sorgfalt, womit er sich umgeben sah, und die Bemühungen von Luke und Tim, ihn zu unterhalten und ihn wie einen guten Kameraden zu behandeln. Er war noch zu schwach, als dass er viel hätte reden und über sein Schicksal erzählen können. Vater Hogg verbot ihm auch das Reden, denn er betrachtete es als ein Wunder Gottes, dass der Knabe seine schwere Heimsuchung überlebt habe und er wusste, dass es langer Zeit bedürfen werde, bis er sich von den Folgen derselben erholt haben würde. Hogg betrachtete es aber auch als eine Fügung Gottes, dass er dazu ausersehen war, den Knaben zu retten, da er aus ihm vielleicht einen Mann erziehen könne, welcher Christentum und Gesittung unter seinen wilden Stamm-

esbrüdern verbreiten helfe.

Das Herdfeuer in Hoggs Blockhaus rauchte schon längst wieder und verkündete den Leuten im Indianerdorf drüben seine Rückkehr, aber niemand von den Yankton ließ sich sehen, nicht einmal seine früheren Schüler. Schlug etwa den Dieben ihr Gewissen oder schämten sie sich, den Mann bestohlen zu haben, der ihnen so viel Gutes getan hatte? Wir wissen es nicht, obwohl der Indianer wohl wenig Gewissen hat, weil er in seiner Selbstsucht nur an sich denkt. Aber Hogg wollte ihnen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten und hätte ihnen längst einen Besuch in ihren Wigwams gemacht, wenn die rothäutigen Nachbarn ihm nicht auch seinen Kahn von Birkenrinde aus dem Busch gestohlen hätten, wo er ihn vor seinem Weggehen versteckt gehabt hatte. So musste er denn warten, bis er einmal ein paar bekannte Krieger in seiner Nähe auf dem Fluss fischen sah. Er rief ihnen zu und bat sie, ihn über den Fluss zu setzen, was sie ihm nicht abschlagen konnten, und ging dann ins Dorf.

Dort fand er überall Niedergeschlagenheit und finsternen Groll. Die Leute grüßten ihn anfangs kaum und wichen ihm aus. Er ging zunächst zu der Hütte des Häuptlings und fand dessen Frauen in Trauer. Der »Große Bogen« war beim Überfall eines Siouxdorfes erschossen und skalpiert worden, und seine Krieger hatten nicht einmal seine Leiche zurückgebracht, um sie mit den ihm als Häuptling gebührenden Ehren auf einem Baum aussetzen zu können. Die Feinde hatten seine Leiche sicher in die Prärie hinausgeworfen, den Geiern, Wölfen und Kojoten zum Fraß. Viele, viele Krieger waren nicht mehr heimgekehrt, und in ihren Hütten herrschte ebenfalls Trauer und Mangel. Die Frauen wollten von ihm erfahren, ob ihre vermissten Männer nicht unter den Gefangenen der Sioux oder der weißen Krieger seien und was für ein Los ihnen bevorstehe. Er konnte ihnen nicht einmal den Trost geben, dass sie gefangen seien. Auch in Scha-co-oons Hütte umgaben ihn die Frauen und Kinder, denen er besonders zugetan war, mit Wehklagen und Angstmienen, denn sie hatten

erfahren, dass Scha-co-opon unter den Gefangenen der Weißen sei. Und nun meinten sie, er, der nun durch den Tod seines Vaters der Stammeshauptling geworden sei, werde von den Weißen am Marterpfahl zu Tode gepeinigt werden, wie es die Rothäute mit ihren Kriegsgefangenen machen.

Vater Hogg konnte diese nun trösten, indem er ihnen begreiflich machte, dass Scha-co-opon seines Lebens sicher sei und nur als Bürge für das Wohlverhalten seiner Stammesbrüder gefangen gehalten werde. Das tröstete sie denn einigermaßen, aber sie jammerten, dass sie ihren Versorger verloren hätten und dem Stamm zur Last fallen würden, der die Waisen und Witwen dürftig genug versorge. Da riet er ihnen, Grundstücke zu roden, Kartoffeln, Bataten und Mais zu pflanzen, wozu es noch Zeit sei, und sich auf diese Art vor Mangel sicherzustellen, wobei er sie unterstützen und ihnen hilfreich zur Hand gehen wolle. Hieraus ging er zu einigen der Ältesten und Angesehenen des Stammes und bat sie, eine Ratsversammlung einzuberufen, damit sie mit ihm beraten mögen, was nun zu tun sei, um den Zorn des Großen Vaters in Washington zu beschwichtigen, damit er ihnen seine Beisteuern nicht entziehe, und dergleichen. Er beklagte sich über die Plünderung seines Hauses und forderte sie auf, ihm bei der Herbeischaffung seiner Habe und besonders seines Kanus behilflich zu sein, damit er sich nicht bei dem Indianeragenten beschweren und dessen Zorn gegen sie hervorrufen müsse. Diese Andeutung schüchterte die Alten auch so ein, dass sie ihm sein Kanu sogleich wieder verschafften und ihr Möglichstes zu tun versprachen, um ihm Gehör bei ihren Brüdern zu verschaffen, ihn zufriedenzustellen und seine Sicherheit zu verbürgen. Und so konnte er noch am selben Abend in seinem eigenen Kanu über den Choteau zurückfahren und fand am anderen Morgen manches von den ihm gestohlenen Gegenständen. Tische, Stühle, Bänke, Kessel, Kochtöpfe, Netze usw., am diesseitigen Ufer hingelegt, als Beweis, welch heilsamen Schreck diese Niederlage und das rasche schneidige Einschreiten des Colonel Short unter

den Yankton hervorgerufen hatte.

4

Der Siouxknabe war noch immer schwach und krank, aber er erholte sich allmählich und lernte die Freundlichkeit werten, mit welcher er behandelt wurde. Seine schwarzen wilden Augen verloren den scheuen wilden Ausdruck, mit welchem er seither seine Retter betrachtet hatte, und die sekundlichen Worte seiner Wirte schienen den Weg zu feinem Herzen gefunden zu haben.

Still und schüchtern lag er auf seiner Matratze in der Ecke der Stube und betrachtete mit dem Scharfblick und der Wissbegier des Indianers alles, was um ihn her vorging und was ihm so neu war, verharrte aber vorerst noch in einem scheuen Schweigen, denn diese Zurückhaltung liegt im Wesen des Indianers oder wird ihm von Jugend auf eingeprägt. An Arm und Bein geschindelt und verbunden, konnte er sich beinahe nicht rühren, ohne Schmerzen zu verspüren, welche er aber mit dem indianischen Gleichmut trug. Er verstand wohl, was Vater Hogg in der Cree-sprache mit ihm redete, aber er antwortete vorerst nicht, sei es aus Zurückhaltung, Argwohn oder Schüchternheit. Allmählich schien diese Eisrinde um das jugendliche Gemüt zu schmelzen. Dazu trugen hauptsächlich die beiden Knaben Luke und Tim bei, welche sich bemühten, den rothhäutigen Knaben zu unterhalten, indem sie ihm ihre Bilderbücher zeigten oder ihm aus Baumrinde Tiere und Vögel, Häuser, Reiter und Bäume ausschneiden, ihm die Namen derselben auf Englisch nannten und ihn um die indianischen Namen befragten. Dieser kindliche Verkehr trug am meisten dazu bei, den Siouxknaben vertraut zu machen und in diesem friedlichen Hauswesen einzugewöhnen, denn der Trieb zur Geselligkeit verleugnet sich bei keinem Menschen. Heimweh kannte und fühlte der rothhäutige Knabe nicht,

und nichts verriet, dass er den Wigwam seiner Eltern vermisste. Wenn ihn die Knaben darüber und über seine Vergangenheit befragten, so schwieg er sogar zuweilen hartnäckig, sei es aus Schamgefühl oder aus Trotz, oder weil er gewissermaßen die Leute seines Stammes nicht verraten wollte.

Eines Abends saßen Hogg und seine Frau in der Stube. Ihre beiden Söhne waren fischen gegangen, denn sie hatten am Morgen Reusen in den Navis gelegt, die sie nun leeren wollten. Frau Judith spann und Hogg saß am Schneidstuhl und schnitzte einen Axtstiel, der Siouxknabe aber lag in seiner Ecke und schlief. Plötzlich sprach er im Schlaf einige Worte und lächelte.

»Was hat er gesagt, Joel?«, fragte Frau Hogg.

»Er träumt von seiner Heimat und von den Pferden seines Vaters«, versetzte Hogg, »er sprach mit den Füllen.«

»Was soll nun aus dem Knaben werden, wenn er wieder genesen ist, Vater?«, fragte Judith nach einer Weile gedankenvoll.

»Das wollen wir dem lieben Gott anheimstellen, meine Liebe«, erwiderte Hogg. »Wir wissen nicht, wer und woher er ist und ob er noch eine Heimat hat. Der liebe Gott hat ihn uns anvertraut, um sein Leben zu fristen und für seine leiblichen Bedürfnisse zu sorgen und auch für die geistigen Sorge zu tragen. Das wollen wir denn auch tun und ihn nicht nur dem Leben wiedergeben, sondern auch dafür sorgen, dass er von seinem Leben einen nützlichen Gebrauch mache. So wollen wir ihn denn als ein uns anvertrautes Pfand betrachten, das wir treulich zu bewahren haben, als ein Pfund, mit dem wir wuchern sollen zu ewigem Gewinn. Ich will ihm ein Vater und Lehrer sein, wie meinen eigenen Kindern, und ihn auf den guten Weg führen. Und du, meine Liebe, wirst gewiss nicht weniger an ihm tun. Unser ältestes Kind, den Christopher, hat der liebe Gott wieder zu sich genommen nach seinem unerforschlichen Ratschluss, vielleicht damit dereinst dieser indianische Knabe an unserem Herd seine Stelle einnehme und ihn ersetze.«

»Und so wollen wir ihn denn auch Christopher nennen, nicht

wahr, mein Lieber?«, sagte Judith.

»Ja, ich werde ihn auf diesen Namen taufen, sobald er die christliche Lehre kennengelernt haben wird, und er soll dann unser Kind sein,« versetzte Hogg, und so nannten sie ihn von diesem Zeitpunkt an mit dem kosenden Diminutiv von Christopher »Kit« und dieser Name blieb ihm.

Der Sommer verging und Kits gebrochene Glieder heilten und er konnte nun, wenn auch etwas hinkend, sich mit Luke und Tim in Feld und Wald herumtummeln und war ein willkommener Spielkamerad. Er hatte spielend von den beiden Knaben etwas Englisch gelernt und kannte sogar die Buchstaben im Lesen und Schreiben, die sie ihm beigebracht hatten. Er trug dieselben Kleider wie Luke und Tim, alle von Frau Hogg aus gegerbter Hirschhaut und aus Woldecken angefertigt, und tat sich darauf etwas zugute. Er machte sich seinen Pflegeeltern in Haus und Feld nützlich, wie und wo er konnte, und Luke und Tine lernten auch von ihm mancherlei, besonders Fische, Vögel und Kaninchen fangen, den Pelztieren Schlingen legen oder Klotzfallen stellen, essbare Pflanzen und Wurzeln suchen und die Fährten der verschiedenen Tiere kennen. Kit war in allem ein aufgeweckter, tüchtiger Junge, frühreif für sein Alter, anständig und gelehrig und vor allem seinen Pflegeeltern gegenüber gehorsam. Er war der Beste unter Vater Hoggs rothhäutigen Schülern, und darum hassten oder beneideten ihn vielleicht auch die Söhne der Yankton, nannten ihn geringschätzig nur Sioux-Kit und balgten sich gelegentlich mit ihm oder verhöhnten ihn wegen seines humpelnden Ganges. Allein er zahlte sie mit Verachtung heim, und sie lernten bald seine starke Faust und seine Gewandtheit im Ringen kennen, fürchteten und wichen ihm aus, wenn sie nicht in der Überzahl waren.

Mittlerweile waren in der Yankton-Reservation wieder friedliche Zustände eingetreten. Eine Abteilung Dragoner war im Spätsommer einige Wochen vor Ort gewesen, um Ordnung zu halten. Colonel Short hatte den Yankton gedroht, dass er ihnen den

Tribut entziehen werde, wenn sie nochmals den Frieden brächen. Der Häuptling Scha-co-pon war aus seiner Gefangenschaft als Geisel entlassen worden, nachdem er Frieden gelobt hatte, und war anstelle seines erschlagenen Vaters an die Spitze des Stammes getreten, den er mit eiserner Strenge in Ordnung hielt. Er hatte unter den Weißen den Segen des Ackerbaues und der Viehzucht kennengelernt und beides in seinem Stamm eingeführt, obwohl dies ihm Mühe gekostet hatte. Aber der Regierungskommissar hatte dem Stamm Ackerwerkzeuge, Saatgut und Zuchtvieh geliefert und die Yankton angewiesen, sich bei Vater Hogg Rat einzuholen, wie sie es anpacken sollten, um einen Teil ihres Unterhalts dem Boden abzugewinnen und auf diese Weise die Waisen und Witwen des Stammes zu ernähren, für die der Stamm zu sorgen hatte. So wurde nun auch die Schule und die Predigt des Vaters Hogg häufiger von den Yankton oder wenigstens von ihrem jungen Nachwuchs besucht, denn die Erwachsenen waren zu stolz und zu vorurteilsvoll, um die Überlegenheit der Weißen zuzugeben oder den heidnischen Aberglauben ihrer Väter mit der friedfertigen, milden christlichen Religion zu vertauschen. Der müßige nomadische Indianer, welcher nur für Jagd, Krieg und Raub lebte, sah ja ohnedem auf den arbeitenden Weißen wie auf eine geringere, unedle Rasse herab.

Vater Hogg war indessen mit diesen Ergebnissen schon zufrieden. Er wusste zu gut, dass es mit der Zivilisation der Indianer sehr langsam ging und dass dieselbe nur durch die jüngere Generation zustande kommen könne, weil die Erwachsenen, in Müßiggang und wilden Leidenschaften aufgewachsen, zu sehr am Hergebrachten hingen und sich nie zu andauernder Feldarbeit bequemen würden. Er war schon zufrieden damit, dass der Anfang mit Ackerbau und Viehzucht unter den Rothäuten gemacht wurde, denn von dem Augenblick an, wo der Indianer noch ein Eigentum außer seinen armseligen Pferden und seiner Hütte aus Büffelhäuten besitzt und durch seine Felder an die Scholle gebunden ist, wird er sesshaft und für die geordneten Zustände

und die Künste der Weißen zugänglich. Hogg durfte sich daher der Hoffnung hingeben, dass binnen einem Menschenalter die Yankton zu den zivilisierten Stämmen gehören würden.

In Vater Hoggs Hauswesen waren auch einige Veränderungen zum Besseren eingetreten. Judith hatte im Frühjahr nach den von uns erzählten Ereignissen einem Sohn das Leben geschenkt, welchem die Eltern den Namen Theodor gaben. Sie betrachteten diesen Nachgeborenen wirklich als ein Geschenk vom lieben Gott, ihnen zum Trost und zum Ersatz gesandt für den Zeitpunkt, wo sie ihre beiden älteren Söhne von sich geben mussten, da es war längst beschlossen war, dass Luke und Tim in einem gewissen Alter in die Oststaaten geschickt und in einem College oder einer höheren Schule untergebracht werden sollten, um zu Methodistenpredigern erzogen zu werden, damit sie später in die Fußstapfen ihres Vaters treten und das Evangelium unter den heidnischen, wilden Indianern verbreiten könnten. Der Zeitpunkt aber, wo Hogg seine älteren Söhne dazu hingeben sollte, rückte allmählich heran, und die Eltern sahen diesem mit Wehmut, wenn auch ergebungsvoll und demütig entgegen.

An dem Tag aber, wo Vater Hogg seinen nachgeborenen Sohn auf den Namen Theodor taufte, nahm er den Siouxknaben Kit unter dem Namen Christopher in den Taufbund auf und erklärte ihn zu seinem Adoptivsohn. Kit hatte mittlerweile so viel vom Christenglauben verstehen gelernt, dass er die Tragweite dieses Schrittes begriff und die neue Heimat im Schoße dieser Familie schätzen gelernt hatte. Vater Hogg hatte auch mittlerweile die näheren Lebensumstände und die Vergangenheit Kits erfahren. Dieser hieß mit seinem indianischen Namen eigentlich Wah-si, d. h. Schneefuß, und schien der Sohn eines kleinen Häuptlings der Sioux oder Dakota zu sein. Aus Kits Mitteilungen, zu denen er sich allmählich bei größerer Eingewöhnung in seine neue Umgebung eingelassen hatte, ging hervor, dass sein Vater ein angesehenener Krieger seines Stammes war, der viele Pferde, drei Frauen und sechs oder sieben Kinder hatte, unter denen Kit als Lieb-

ling seines Vaters so wild und ohne Pflege aufgewachsen war, wie dies unter den Rothhäuten meist der Fall ist. Kit erinnerte sich noch all der Ponys, welche sein Vater hatte, all der einzelnen Umstände seiner Heimat und des zeltartigen Wigwams am Waldrand, worin er aufgewachsen war, sowie seiner rothhäutigen Gespielen, unter welchen er gewissermaßen eine Rolle gespielt hatte. Vor allem aber erinnerte er sich des furchtbaren Morgens, wo sein heimatliches Dorf von feindlichen Kriegern überfallen worden war. Sein Vater und die anderen Krieger des Stammes waren auf dem Kriegspfad. Nur einige Greise, die Frauen und Kinder waren noch im Dorf, das aus etwa vierzig Lodges oder Familienwohnungen bestand. Am frühen Morgen, als noch die Nacht mit dem grauenden Tage rang, ertönte das furchtbare erschütternde Kriegsgeschrei und weckte die arglosen Bewohner. Schüsse knallten, Flammen schlugen aus den Hütten und Reisighaufen auf, Hunde bellten, Pferde wieherten. Erschrocken und bestürzt rannten die arglosen Bewohner ins Freie und stießen auf scheußlich bemalte feindliche Indianer, welche die Greise, die alten Frauen und die kleinen Kinder niedermetzten, die Hütten plünderten, die Pferde einfingen und Gräuel aller Art verübten. Wah-si sah seine Mutter von einem der fremden Krieger davongeschleppt. Er wollte entsetzt in den Wald flüchten, stieß aber auf einen anderen feindlichen Indianer, welcher ihm eine Schlinge über den Kopf warf, ihm Hände und Füße band und ihn am Waldsaum liegen ließ, bis der Überfall vorüber war und die feindlichen Indianer ihre Beute zusammengerafft hatten und rasch weiter ziehen wollten, um sich einer möglichen Verfolgung der Sioux zu entziehen. Nun schien sich der feindliche Krieger seines Gefangenen wieder zu erinnern, denn er kam, als die Bande schon beinahe abgezogen war, wieder zurück, band den Knaben auf ein Beutepferd (drei andere hatte er mit dem Raub beladen, den er aus den geplünderten Hütten des Dorfes geborgen hatte) und trieb seine Pferde hinter den Gefährten her. Wah-si vermochte sich des Weiteren nicht mehr genau zu erinnern,

denn er war vor Schmerzen, Hunger und Durst mehr tot als lebendig. Nur so viel stand noch vor seiner Seele, dass die beuteladenen Indianer noch mehrere Tage hin und her zogen, bis sie endlich von Sioux oder von den Truppen der Weißen verfolgt zu werden schienen und ihr Rückzug in eine Flucht ausartete, auf der sie mehrmals in den Wäldern an den Talsohlen der kleinen Flüsse sich versteckten und einen Teil ihrer Beute zurücklassen mussten. Endlich setzten sie über einen kleinen Fluss, offenbar von verfolgenden Gegnern bedrängt, denn Wah-si hörte in der Ferne Schüsse und Kriegsgeschrei. Dann ging es eine steile Uferböschung hinauf und der alte Klepper, welcher den Siouxknaben trug, stürzte mehrmals unter den unbarmherzigen Peitschenhieben des Yankton. Das Kampfgetümmel kam näher. Da zog der Yankton eine Pistole aus seinem Gürtel, schoss das Pferd in die Stirn und trieb seine drei anderen Tiere weiter. Wah-si verlor die Besinnung bei dem jähen Sturz des Pferdes. Als er wieder zu sich kam, fand er sich halb unter dem gestürzten toten Pferd liegend und allein in der Wildnis am waldigen Bergabhang wieder. Mit übermäßiger Anstrengung arbeitete er sich unter dem Kadaver des Pferdes hervor, sodass er frei in seinen Fesseln nun an dem Rücken des toten Tieres hing. Mehr vermochte er nicht, weil ihm Hände und Füße gebunden waren, und so blieb er in dieser schmerzlichen Lage, vor Hunger und Durst halb verschmachtet, vor Schmerzen matt, bis er ohnmächtig wurde. Das Letzte, dessen er sich noch zu erinnern vermochte, war das Geheul der Kojoten, welche ihn und das tote Pferd umgaben und die er nur durch sein Geschrei sich vom Leibe halten konnte, und deren Anblick ihn noch mit der grausigen Befürchtung erfüllte, bei lebendem Leib von den abscheulichen, feigen Präriewölfen zerrissen zu werden.

So oft Kit sich diese furchtbare Lage wieder ins Gedächtnis rief, wurde er bis ins innerste Mark hinein erschüttert und begriff, wie viel er dem Vater Hogg und dessen Familie verdankte. Wenn Kit aber auch diesem Gefühl weder Ausdruck geben

konnte noch wollte, da dem Indianer von Jugend auf gelehrt wird, keine seiner tieferen und edleren Gemütsbewegungen an die Oberfläche treten zu lassen, so war es ihm doch mit diesem Gefühl sehr ernst und er betätigte es mehr durch seinen Gehorsam und seine stumme Hingebung und hundartige Treue Vater Hogg und dessen Familie gegenüber, aus welche natürlich diese Schilderung von Kits Erlebnissen den tiefsten Eindruck gemacht und die innigste Teilnahme und das herzlichste Mitgefühl für den armen Knaben erweckt hatte, welcher so früh schon und so unschuldig solchen schweren Heimsuchungen ausgesetzt worden war. Mutter Judith glaubte sich nun doppelt verpflichtet, an dem armen verwaisten Knaben Mutterstelle zu vertreten, zumal als alle Erkundigungen unter den Yankton und beim Indianeragenten des Stammes keinerlei Gewissheit über Leben und Tod von Kits Eltern ergaben. Chapa-pu-tay (Bibermund), wie Kit seine Mutter bezeichnete, war nicht unter den gefangenen Squaws, welche die Yankton von ihrem Kriegs- oder vielmehr Raubzug zurückgebracht hatten und welche sie auf Befehl des Colonel Short wieder hatten herausgeben müssen. Sie war also wahrscheinlich bei dem Überfall erschlagen worden. Von Kits Vater aber, den er Ta-his-ka (Weißer Büffel) nannte, wusste niemand Auskunft zu geben. Er schien verschollen und war mutmaßlich ebenfalls in jener Fehde umgekommen. Sioux-Kit hätte nun allerdings durch Vermittlung des Indianeragenten seinem Stamm zurückgegeben werden können, welcher dann für den Knaben hätte sorgen müssen. Allein dies widerstrebte dem Herzen Hoggs und seinem Gewissen, denn er hatte den Knaben lieb gewonnen und wollte ihn nicht dem Schicksal überantworten, ein wilder, heidnischer Nomade zu werden. Er wollte seine Seele retten und ihn zu einem braven, nützlichen Menschen erziehen. Aber sein Gewissen und seine Pflichttreue geboten ihm auch, Kit die freie Wahl zu lassen. Als Vater Hogg endlich die ziemliche Gewissheit erlangt hatte, dass Kit seine Eltern verloren habe, machte er ihn - Kit war damals schon längst wieder genesen - in schonen-

der Weise mit seinem Schicksal bekannt und stellte ihn dann vor die Wahl, ob er wieder zu seinen wilden Stammesbrüdern zurückkehren oder bei seinen weißen Pflegeeltern bleiben und deren Schicksal teilen wolle. Kit besann sich nicht lange. Er warf sich Vater Hogg zu Füßen, bat flehentlich, bei ihm bleiben zu dürfen, und gelobte, in allem ein guter, gehorsamer und dankbarer Sohn sein zu wollen. Luke und Tim bestürmten die Eltern, Kit bei sich zu behalten, was diesen selbst das Willkommenste war.

5

Die Zeit verging und Kit blieb bei den Hoggs, war seinen Versprechungen treu und wetteiferte mit Luke und Tim in Gehorsam, Fleiß und Dienstfertigkeit. Was ihm aber noch besonders die Liebe seiner Pflegeeltern gewann, das war neben all diesen Eigenschaften noch die Zärtlichkeit, welche Kit für den kleinen Theodor von dessen Geburt an bezeugte. Er hegte und pflegte den Kleinen von der Zeit an, wo dieser die ersten Worte stammelte und die ersten Versuche im Gehen machte, mit der liebevollen Sorgfalt einer Kinderwärterin. Es schien für Kit ein eigener Reiz darin zu liegen, das geistige Erwachen und die Entwicklung eines weißen Kindes zu beobachten und im Stillen mit denen einer jungen Rothaut zu vergleichen. Dieser vertraute Verkehr gewann noch an Innigkeit, als Luke und Tim, etwa zwei Jahre nach Kits Aufnahme in die Familie, das Elternhaus verließen, um in ein Methodistencollege in den Oststaaten aufgenommen zu werden und dort ihre Ausbildung zu vollenden. Luke hatte Kit empfohlen, ihre Stelle bei den Eltern zu versehen und diesen mit Liebe und Eifer zu dienen, und Kit hatte dies auch gelobt. Der Abschied voneinander ging den drei Knaben sehr nahe, denn sie hatten sich nun ganz aneinander gewöhnt und liebten

sich wie Brüder. Der Unterschied der Farbe bestand unter ihnen nicht oder galt wenigstens in den Augen von Luke und Tim nichts. Die Kinder der Rothäute sind ohnedem in der Regel frühreifer und selbstständiger als die der Weißen, und findiger und beobachtender. Ihr Ideenkreis mag ein beschränkterer sein, aber ihre Willenskraft, ihr Drang, etwas zu werden, ist größer. Und so hatten denn diese zwei Jahre des Zusammenlebens ausgereicht, um Kit in allen Dingen, vielleicht das Bücherwissen und die geistige Bildung ausgenommen, seinen weißen Pflegebrüdern gleichzustellen. Kit konnte nun ziemlich gut englisch lesen und schreiben und war jedenfalls unter Vater Hoggs indianischen Schülern der beste, sodass er zuweilen für diesen Schule halten konnte. In allem aber, was die häuslichen Beschäftigungen, den Landbau, die Jagd, den Fischfang, das Hüten der Pferde und des Rindviehs und die mechanischen Geschicklichkeiten anlangte, war Kit ebenso gewandt und erfahren, wie seine Pflegebrüder, wenn nicht denselben überlegen. Sein indianisches Blut konnte aber nicht verleugnet werden. Die Beschäftigungen im Freien und der Aufenthalt in der Natur waren ihm weit lieber als alle Geschäfte im Haus, und mit einem überlegenen Selbstgefühl schaute er auf die Yankton herab, die er als Wilde verachtete und gegen die er als Feinde, als Räuber, als die Mörder seiner Eltern einen finsternen Groll hegte, der nur allzuleicht zutage trat und welchen Vater Hogg vergebens zu mildern anstrebte, indem er ihm Veröhnlichkeit und Vergebung predigte und ihn auf das allgemeine und unabweisbare Gesetz der christlichen Nächstenliebe hinwies. Kit schaute bei solchen Anlässen stumm und beschämt zu Boden, allein die Rachgier, der wilde Trotz und der Hass lebten dennoch in seiner Brust in der Stille fort und wurden noch genährt durch das Gebaren seiner Altersgenossen gegen ihn. Die Jungen der Yankton in ihrem Wildendünkel schauten wohl mit ebenso vieler Geringschätzung auf ihn als eine Art Sklaven des weißen Mannes herab, wie Kit auf sie als unwissende Wilde, denn sie hatten für sein Verhältnis zu den Hoggs kein Verständ-

nis. Überdies hält sich der Indianer sehr an Äußerlichkeiten, und da Kits gebrochenes Bein noch immer etwas steif blieb und er leicht hinkte, so hatten ihm die Kinder der Yankton, die nach indianischer Art sehr freigiebig mit Spitznamen sind, den geringschätzigen Beinamen Limpy (Hinkebein) gegeben, welcher für Kit um so empfindlicher war, weil er ihn daran erinnerte, dass er dieses Leiden einem der Yankton verdankte, gegen den er im Stillen einen unversöhnlichen Hass hegte, und den er vergebens zu ermitteln trachtete, ja den er vielleicht bei etwaiger Begegnung in der ungezügelten Wildheit seines Hasses und seiner Rachgier getötet haben würde. Jedenfalls weckte der Beiname Limpy, so oft Kit ihn hören musste, in ihm wieder die bittere Erinnerung an seine Gefangennahme, an seine Leiden und Todesgefahr in der Wildnis und nährte seine geheime Feindschaft gegen die Yankton.

So war denn Kit kein Engel und kein vollkommener gut erzogener und gut gearteter Knabe und hatte unzweifelhaft auch seine Fehler, aber gegenüber seinen Pflegeeltern war er gehorsam, anhänglich, dienstfertig, dankbar und so ergeben, wie es nur ein Sohn sein kann. Er half Vater Hogg den Garten und Acker bestellen und bei seinen Beschäftigungen als Zimmermann, Wagner, Tischler, Schlosser und Schmied. Er hütete draußen in der Prärie die Pferde und Kühe, besorgte Jagd und Fischfang und schaffte das Brennholz ins Haus, kurzum, er machte sich in allen Dingen nützlich und verrichtete seine Arbeiten mit einer erstaunlichen Ruhe und Umsicht, die weit über seine Jahre ging, und er setzte einen gewissen Stolz darin, alle seine Leistungen tadellos und planmäßig zu verrichten und seinen Pflegeeltern gleichsam deren Wünsche an den Augen abzulesen. Vor allem aber hatte er das Herz des kleinen Theodor so gewonnen, dass dieser ihm wie sein Schatten folgte und nicht von ihm weichen wollte. Fuhr Kit auf Fischfang, so musste er den kleinen Theo im Rindenkahn mitnehmen. Ritt er in die Prärie hinaus, um nach den Rindern und Pferden zu sehen, so wollte Theo vor ihm auf

dem Sattelknopf sitzen. Führt Kit die Weizengarben, die Maisstängel oder die Kartoffeln vom Feld ein, so wollte der Kleine auf dem Wagen mitfahren. So ängstlich aber auch sonst Mutter Judith mit ihrem kleinen Liebling war, so vertraute sie ihn doch ohne Besorgnis Kit an, denn sie wusste ja, wie treu und liebevoll dieser für den kleinen Knaben sorgte.

Luke und Tim schrieben natürlich den Eltern häufig von ihrem College aus und waren glücklich und zufrieden, wenn auch zuweilen ein leises Heimweh nach der Wildnis, nach dem weiten Horizont der Prärie und nach den Schönheiten der freien Natur zwischen ihren Zeilen zu lesen war. Sie schrieben aber auch sehr oft an Kit, um ihm über ihre eigenen Erlebnisse und Studien und über die neuen Anschauungen zu berichten, die sie im Schoß der Zivilisation gewannen, und Kit musste ihnen antworten und namentlich über ihre Eltern berichten, was er denn auch getreulich und in seiner bündigen knappen Weise tat, und worin er immer des kleinen Theo mit besonderer Ausführlichkeit gedachte, und ebenso auch seiner eigenen kleinen Jagdabenteuer und Erlebnisse.

So vergingen weitere drei Jahre, und Kit war zu einem kräftigen, strammen Jungen herangewachsen, der in allen Stücken ein brauchbarer Mensch zu werden versprach. Er hatte so ziemlich alles gelernt, was Vater Hogg ihn lehren konnte. Er fasste leicht und lernte spielend, was ihn ansprach, aber er war nicht gerade das, was man einen fleißigen Schüler nennen konnte. Er halte nicht die Geduld und Ausdauer, über Büchern zu sitzen und gründliche Studien zu machen, obwohl er sonst begierig las, besonders Geschichten, Bücher über Naturgeschichte, die Schriften von Catlin und Schoolcroft über die Indianer oder die Geschichte des nordamerikanischen Befreiungskrieges und die Reisen in den fernen Westen. Er verschlang beinahe alle derartigen Bücher, welche Vater Hogg besaß, obwohl deren eben nicht viele waren. Vor allem interessierten ihn das Leben und die Zustände seiner eigenen Stammesgenossen, der Indianer, und Vater Hogg

musste ihm alles erzählen, was er von diesen, von ihren früheren Wohnsitzen und Sitten, von ihrer Vertreibung aus deren ehemaligen Gebieten und von deren zwangsweiser Übersiedlung zu den neuen Wohnstätten und Reservationen wusste. Der Pfleger Vater befriedigte Kits Neugier nach Kräften und verhehlte ihm nicht, dass die Weißen eigentlich eine widerrechtliche Vergewaltigung an den Rothäuten geübt hätten und dass die Rothäute in diesem Kampf schließlich unterliegen müssten, da auf der Seite der Weißen überlegene Weisheit und Erfahrung, bessere Waffen und Erziehung, ein einheitlicher Plan und eine geschlossene Gliederung seien, während unter den in Hunderte von kleineren Stämmen zerfallenen Rothäuten weder Einigkeit noch Verständnis ihrer Lage noch der Eifer herrsche, sich die Kenntnisse und Künste der Weißen anzueignen und der Segnungen des Ackerbaus und der Zivilisation sich theilhaft zu machen. Er setzte Kit auseinander, dass die Indianer ihre eigenen Händel und Fehden aufgeben, sich zu einem großen Ganzen zusammenschließen und auf einem selbst gewählten Gebiet niederlassen, den Ackerbau, das Christentum annehmen, sich selbst eine Organisation geben müssten, um dann als geschlossene Nation dem weiteren Vordringen der Weißen Halt gebieten zu können.

Er suchte Kit begreiflich zu machen, dass, wenn ein begabter junger Indianer seine Ausgabe verstehen will, sich erst alle Vortheile der zivilisierten Erziehung verschaffen und dann als Apostel des Christentums sowie der Kultur und als Reformator unter seinen roten Brüdern auftreten würde, er für diese von unendlichem Nutzen sein könnte.

Vater Hogg hoffte dabei im Stillen, in Kit das Bestreben entzünden zu können, ein derartiger Wohltäter seines Volks zu werden, denn er hatte sich ja von jeher mit dem Gedanken getragen, in dem Pflegesohn einen künftigen Sendboten des Christentums und der Zivilisation zu erziehen, welcher das Licht des Heils unter seine roten Brüder tragen würde. Allein wenn seine Schilderungen auch unverkennbar einen tiefen Eindruck auf Kit

machten, der dann immer ernst und nachdenklich wurde, so schien der junge Sioux doch nicht nach dem Beruf greifen zu wollen, der ihm unter solch verlockenden Aussichten nahe gelegt wurde. Kit schien gar nicht zu ahnen, dass dieser Wink ihm galt und dass er in Vater Hoggs Augen zu einer derartigen Mission geeignet und berufen sei. Ja, wenn Kit dies vielleicht auch ahnte, so ließ er sich doch geflissentlich nichts davon anmerken, und so schienen die stillen Hoffnungen Vater Hoggs sich nicht verwirklichen zu wollen.

Hogg hatte sich in diesen stillen Lieblingsgedanken so hineingelebt, dass er bereits mehrfach an seine Vorgesetzten die Frage gerichtet hatte, ob sie in ihrem College auch Kit eine Freistelle einräumen würden, um ihn zu einem Missionar unter den Indianern ausbilden zu lassen. Man hatte ihm bejahend geantwortet und seine Idee mit Beifall aufgenommen. Endlich erhielt Hogg durch den nächsten Indianeragenten einen Brief, worin ihm der Vorsteher des Colleges anzeigte, dass nun eine Freistelle offen sei, und dass der junge Sioux mit Vergnügen angenommen werden würde. Es handelte sich also nun darum, Kit hierfür zu gewinnen. Hogg hatte diesen Gedanken und Plan schon öfter mit seiner Gattin besprochen und Mutter Judith ihn gebilligt. Beide waren selbstlos genug, der guten Sache und der Zukunft Kits dieses Opfer zu bringen, so nützlich ihnen der brave Junge auch war. Nun allerdings, wo ihnen die Trennung von dem Pflege-sohn bevorstand, begriffen sie erst recht die Größe des Opfers, das sie bringen wollten, aber ihr Herz war frei von Selbstsucht und Eigennutz.

»Teile es Kit mit«, sagte Judith, »und wenn er darauf eingeht, so mag er mit Gott seinem Beruf folgen und ich werde ihn entbehren zu lernen suchen!«

Es war Frühling, ein warmer, sonniger Tag. Vater Hogg und Kit hatten den ganzen Morgen im Feld gearbeitet, um Mais und Bohnen zu säen. Nun war es Mittag, und sie setzten sich zusammen in den Schatten eines Tulpenbaumes am Rande des Ackers,

um zu rasten und einen kleinen Imbiss einzunehmen. Hogg hielt die Gelegenheit für passend, um Kit mit dem Plan bekannt zu machen, welchen er mit ihm vorhatte. Er setzte ihm in schlichten herzlichen Worten auseinander, was für ein Segen Kit für seine rothäutigen Brüder werden könnte, wenn er sich zum Sendboten des Christentums und der Kultur ausbilden und dann unter seine Brüder zurückkehren und die Segnungen der Zivilisation unter ihnen verbreiten würde. Kit hörte anfangs aufmerksam zu und sein dunkles Auge hing begierig an des Pflegevaters Lippen. Als aber Hogg ihm dann von dem College sprach, in welchem sich nun für ihn eine Freistelle öffnen werde, als er des nahen Abschiedes, der Jahre ernstest Studiums in der halb klösterlichen Anstalt usw. gedachte, da wurden die Mienen Kits ernster, seine Augen suchten erst den Boden, starrten dann zerstreut in die Weite und vermieden es, den Blicken des Pflegevaters zu begegnen. Man sah dem Jungen an, dass in seinem Gemüt eine tiefe Bewegung, ja sozusagen ein Kampf vor sich ging. Vater Hogg hatte schon längst mit seinem Zuspruch geendet, als Kit noch immer stumm und in sich selbst versunken dasaß.

»Nun, mein Sohn, du antwortest mir nicht? Mein Vorschlag scheint dir nicht zu gefallen?«, fragte Hogg endlich.

»Doch, doch, Vater«, versetzte Kit halb erschrocken und zerstreut. »Ich möchte meinen Brüdern von Nutzen sein, möchte unter den Weißen leben und ihnen ihre Künste ablernen und diese meine roten Brüder lehren. Aber der Antrag kam mir zu unerwartet, zu überraschend. Ich muss mich besinnen, mit dem Gedanken vertraut machen, dass ich von Euch, meinen guten Eltern, und von diesem Leben Abschied nehme und an ein anderes unbekanntes mich gewöhne ... ich weiß nicht, was ich sagen soll ...«

»Nichts sollst du mir jetzt sagen, Sohn! Du sollst den Vorschlag in dir verarbeiten und dich damit vertraut machen«, sagte Vater Hogg sanft. »Ich will dich nicht überreden, geschweige denn zwingen, obwohl ich gestehe, dass es mir immer ein Lieblingsge-

danke war, dich zu einem Sendboten des Evangeliums und der Kultur unter den Indianern zu erziehen. Du sollst jedoch selbst wählen, und ich gebe dir acht Tage Bedenkzeit, um zu einem Entschluss zu kommen, für welchen Gott dich erleuchten möge.«

Kit nickte stumm, stand auf, nahm seine Hacke und machte sich wieder an die Arbeit mit einem Eifer, als ob er das ganze Feld allein umbrechen wollte. Er schaute nicht auf, er wollte nicht plaudern, seine Züge waren ernst und verrieten einen heftigen inneren Kampf. Hogg sah es und ließ ihn gewähren, denn er wusste, dass man solchen tiefen ernsten Gemütsbewegungen, welche vielleicht über Wohl und Wehe eines Menschenlebens entscheiden, ihren ruhigen Verlauf lassen müsse. Aber im Stillen bat er zum lieben Gott, dieser möge das Herz des Jünglings wenden. Kit blieb mehrere Tage in dieser gedrückten, ernsten, gedankenvollen Stimmung, welche seinen Pflegeeltern nicht entging, aber sie ließen ihn gewähren, um so mehr, als er mit seinem gewohnten Eifer und Fleiß seinen häuslichen und ländlichen Geschäften nachging. Die Frist der Bedenkzeit verstrich langsam, und der Gegenstand jenes Gesprächs war zwischen Kit und seinen Pflegeeltern nicht weiter erörtert worden, obwohl Hogg mit begreiflicher gespannter Erwartung dem Entschluss seines Pflegesohnes entgegensah. Am Vorabend des Tages, wo die Frist ablief, war Kit von einem Gang in die Prärie, wo Hoggs kleine Herde weidete, spät und in einer ungewöhnlichen Aufregung zurückgekommen, welche er aber sichtlich zu verhehlen suchte und welche Vater Hogg dem einsamen Nachdenken oder der Schwierigkeit, einen Entschluss zu fassen, zuschrieb. Kit hatte noch mit dem kleinen Theodor gespielt und war dann zu Bett gegangen, nachdem er Mutter Judith noch in ungewohnter Bewegung stumm geküsst und Vater Hogg die Hand geschüttelt hatte.

»Kit ist ein braver Sohn«, hatte dann Hogg zu seiner Gattin gesagt. »Ich sehe, sein Entschluss ist gefasst, uns zu verlassen und Missionar zu werden, der Entschluss ist ihm nicht leicht gewor-

den, aber der Herr hat mein Gebet erhört und sein Herz erleuchtet.«

»Gott segne Kit, Väterchen!«, erwiderte Judith, »ich gestehe, es fällt mir schwer, ihn weggehen zu sehen, aber des Herrn Wille geschehe! Er weiß am besten, was uns nützt.«

6

Am anderen Morgen, als Hogg und seine Gattin aufgestanden waren, war Kit nirgends zu sehen. Sein Bett war noch unberührt, seine Kleider und seine sonstigen paar Habseligkeiten waren alle noch da und in bester Ordnung. Hogg erschrak allerdings und konnte sich einer düsteren Ahnung nicht erwehren, tröstete sich aber mit dem Gedanken, Kit werde auf den Morgenanstand auf einen Hirsch oder auf den Fischfang ausgegangen sein, wie er dies oft tat. Allein dagegen sprach, dass Kits Flinte und Netze noch über seinem Bett hingen und unberührt waren. Hogg suchte ihn überall vergebens, und so verging der Morgen, der Vor- und der Nachmittag, und Kit ließ sich immer noch nicht sehen. Die Schulkinder der Yankton hatten die Kunde von Kits Verschwinden auf Hoggs Anregung in das Indianerdorf hinübergebracht, in der Hoffnung, dass vielleicht irgendeiner der Yankton Kit gesehen habe. Aber selbst Abend und Nacht vergingen, und Kit kam nicht wieder zum Vorschein. Am folgenden Morgen aber kam der Dorfhäuptling Scha-co-ophon selbst herüber zu Hogg.

»Ich habe Kunde erhalten von Wah-si, deinem Pflegesohn«, sagte er zu Hogg. »Er ist vorgestern an der Grenze der Prärie gesehen worden, wie er, halb im Busch versteckt, mit einem fremden Indianer sprach. Dein Sohn ist dir entlaufen. Der junge Wolf ist zu seinem Rudel zurückgekehrt. Du wirst ihn niemals wiedersehen.«

»Unmöglich, mein Freund! Warum sollte Kit uns verlassen haben?«, versetzte Hogg ungläubig. »Was hatte er zu klagen? Er war gehalten wie mein eigenes Kind. Er war im Herzen keine Rothaut mehr, sondern ein Weißer, ein Christ. Was sollte er bei den Rothäuten tun?«

»Wenn der Falke flügge ist, so entflieht er demjenigen, der ihn aus dem Horst gehoben und aufgeatzt hat. Art lässt nicht von Art. Ich weiß gewiss, Wah-si ist fort. Er hat den Yankton eins ihrer besten Pferde gestohlen, um zu entfliehen. Das ist wahr.«

»Ich kann es nicht glauben ... Kit ist kein Dieb«, entgegnete Hogg, »Wenn du sagtest, er habe einen Feind erschlagen oder er sei von einem Feind tückisch und meuchlings erschlagen worden, so würde ich es glauben. Aber Kit ist kein Pferdedieb.«

»Ich sage die Wahrheit, Freund. Pah-Astah ist sein bester Renner von der Hütte weggestohlen worden. Die Fährten weisen in den Wald und zeigen, dass zwei Reiter eilig gen Nordwesten geritten sind - die fremde Rothaut und dein Sohn. Pah-Astah hat die Fährten meilenweit verfolgt. Du wirst sehen, dass ich recht habe. Wah-si ist ein Dakota, und wer kann die Tücke eines Dakotas ermessen. Meine Zunge redet die Wahrheit, Wah!«

Hogg war tief betrübt, denn bald kam Pah-Astah (Großauge) selbst herüber und erhob die gleiche Anklage. Dann kamen noch einige andere Yankton und bestätigten, dass sie in den jüngsten Tagen einen fremden Indianer, den sie für einen Winnebago gehalten hatten, in der Gegend hatten herumstreifen und der Begegnung mit den Yankton ausweichen sehen. Und endlich kam noch der Indianer, welcher mit eigenen Augen Kit mit der fremden Rothaut hatte verkehren sehen, und zwar, wie er behauptete, im energischen und freundlichen Gespräch. Schließlich verlangten die Yankton, Hogg solle an Pah-Astah den Wert des gestohlenen Pferdes ersetzen, aber dies verweigerte Hogg.

»Wenn Kit ein Pferd bedurfte, um zu entfliehen so hätte er eins von meinen nehmen können, die besser gehalten sind als eure Ponys«, erwiderte er den zudringlichen Yankton.

»Ich glaube nicht, dass er ein Pferd gestohlen hat. Wenn ihr mir aber beweisen könnt, dass Kit wirklich der Pferdedieb war, so will ich euch den Wert des Pony ersetzen.« Damit entledigte er sich der Zudringlichen, denn der Häuptling musste anerkennen, dass dieses Anerbieten ein gerechtes sei.

Kit kam nicht weiter zum Vorschein, und Hogg suchte sich anfangs einzureden, dass ihm ein Unfall zugestoßen sein müsse, dass er vielleicht von dem fremden Indianer erschlagen worden sei. Mutter Judith vermisste Kit sehr, aber sie trug den Schmerz um ihn mit christlicher Fassung, während der kleine Theodor immer nach Kit rief und weinend verlangte, er solle wiederkommen und mit Theo spielen. Allmählich aber machte sich in Vater Hogg die Überzeugung geltend, dass Kit möglicherweise doch freiwillig und absichtlich entlaufen sei, weil er keine Lust gehabt habe, Missionar zu werden, weil Kit sich nicht mit dem Gedanken habe befreunden können, das freie Leben in Wald und Prärie mit der klösterlichen Einsperrung in ein Seminar und mit dem Stubenleben eines Gelehrten zu vertauschen. Der junge Wolf sei also wirklich zu seinem Rudel zurückgekehrt. Nun machte sich Hogg Vorwürfe, dass er die Gemütsart des Jungen, seine Tatkraft und Freiheitsliebe nicht erkannt, sich in Kit geirrt und sich ihn dadurch entfremdet habe. Ihm bangte für die Zukunft Kits, denn was sollte aus ihm werden, wenn er, ein unerfahrener Jüngling, wieder unter eine Horde wilder Indianer geriet. Ihn schmerzte es, dass all die guten Keime, welche er in dem Knaben entwickelt hatte, verloren gehen sollten. Er war überzeugt, dass Kit da geblieben wäre, wenn er ihm jenen Vorschlag nicht gemacht hätte. Er setzte alle Mittel in Bewegung, um durch Händler und Indianeragenten etwas über Kits Verbleib zu erfahren, aber er vermochte nichts zu ermitteln. Kit blieb verschollen. Die Entwicklung seines Schicksals bekümmerte den Missionar mehr, als ihm der Verlust der nützlichen Dienste seines Pflegesohnes naheging. Noch immer aber hoffte er, dass Kit selbst wieder etwas von sich hören lassen werde, denn so undankbar konnte er

doch nicht sein, die Pflegeeltern, deren Erziehung, Beispiel und Lehre er doch so viel verdankte, gänzlich zu vergessen und nicht einmal einer beruhigenden Aufklärung würdig zu halten. Monate und Jahre vergingen, und Kit blieb verschollen. Auch Luke und Tim, denen Hogg natürlich die Nachricht von Kits Verschwinden mitgeteilt hatte, konnten nicht glauben, dass er die Pflegeeltern oder sie ganz ohne Nachricht lassen werde, und vermochten ihre gute Meinung von ihm nicht aufzugeben. Sein Andenken wurde trotz alledem in der Familie Hogg noch hoch gehalten, wenn auch niemand mehr seinen Namen erwähnte, um das Auftauchen schmerzlicher Erinnerungen zu vermeiden. Selbst bei Theodor verblasste allmählich die Erinnerung oder er sprach nicht mehr von Kit, weil er den stummen Schmerz der Eltern nicht wecken und nähren wollte.

Ungefähr sechs Jahre nach Kits Verschwinden wurde Joel Hogg auf sein Ansuchen weiter nach Norden versetzt. Die Methodisten hatten am Moreau River, etwa 60 englische Meilen von Fort Sully, eine andere Missionsstation unter den wildesten Wanderstämmen der Sioux gegründet, um das Licht des Evangeliums zu verbreiten. Die Schwierigkeit der Aufgabe, der weite Wirkungskreis, vielleicht auch die stille Hoffnung, etwas von seinem Pflegesohn Kit zu erfahren, hatten Joel Hogg bewogen, sich um diese Stelle zu bewerben, für welche keiner geeigneter war als er, welcher schon so lange mit den Indianern verkehrt und in der Wildnis gelebt hatte. Man hatte ihm gern diese Stelle übertragen, obwohl man ihn nach solch langer und verdienstvoller Arbeit ebenso gern pensioniert und ihm die verdiente Ruhe gegönnt hätte. Aber Joel Hogg war ein Mann voll glühenden Eifers für seinen Beruf und wollte daher von Ruhe nichts wissen, sondern verlangte nach einem neuen Wirkungskreis, wo er vermöge seiner Erfahrungen noch mehr Gutes stiften und für das Reich Gottes und des Friedens wirken konnte. Seine beiden Söhne Luke und Tim, nun junge Männer, waren längst auf anderen Indianerreservationen als Prediger und Lehrer tätig. Judith, ebenfalls

an das Leben in der Wildnis und eine nützliche, emsige Tätigkeit gewöhnt, wollte auch noch nichts von Ruhe wissen, und Theodor, der nun in seinen Knabenjahren stand, wollte lieber bei den Eltern bleiben, als auf ein College zu gehen.

So zog denn Vater Hogg mit den Seinen hinauf an den Moreau River, baute sich sein Blockhaus mitten in der Wildnis an einer Furt des Flusses zwischen zwei Dörfern oder Lager der wilden Sioux und begann unter ihnen seine Tätigkeit unter dem Schutz eines mächtigen Häuptlings, welcher sich gegenüber dem Indianeragenten für seine Sicherheit verbürgt hatte. Langsam und mühevoll und mit noch größeren Schwierigkeiten als unter den Yankton ging er hier seinem Beruf nach und gewann sich einen Anhang, denn die Sioux gehören zu den kriegerischsten, unabhängigen und wildesten Stämmen und hassten die Weißen, welche sie Schritt für Schritt von ihren Jagdgründen verdrängt hatten. Sie duldeten den weißen Missionar nur unter sich, weil der Indianeragent es zu einer Bedingung gemacht hatte, von welcher teilweise der Fortbezug ihrer Unterstützungen an Geld, Lebensmitteln, Woldecken, Tuch und anderes abhing, welche sie alljährlich von der Regierung der Vereinigten Staaten erhielten. Die Sioux förderten Hoggs Bemühungen nicht, sie ließen ihn vielmehr unbeachtet. Sie schickten ihm höchstens ihre kleinen Mädchen, um sie in den Künsten der Weißen unterrichten zu lassen, aber nicht ihre Söhne, damit diese nicht verweichlicht werden sollten. Das Vorbild, welches ihnen Hogg in Ackerbau und Viehzucht zu geben suchte, schien ebenfalls spurlos und unbeachtet an ihnen vorüberzugehen. Die Sioux hatten vielleicht eine Ahnung davon, dass die Missionare auch zum Untergang ihrer Nationalität beitragen und ein mächtiges Förderungsmittel der Zivilisation und Kolonisation sind. Zuerst kommt der Kaufmann oder Händler, welcher den Wilden ihren Überfluss abkauft und sie neue Bedürfnisse kennen lehrt. Dann kommt der Missionar, der die vom Händler gefundenen Wege zu den wilden Stämmen ebnet und erweitert, und dann kommt der Soldat, welcher die

Herrschaft der Weißen festigt und den Schutz herstellt, unter welchem die Weißen in die Wildnis eindringen und sich der weiten Ländereien bemächtigen können, auf welchen der rothhäutige Mann früher jagte. Den Händler ließen sich die Sioux noch gefallen, denn er brachte ihnen Waffen, Schießpulver, Werkzeuge, Kochgeschirre, Decken und Kleider und vor allem das süße Gift des Branntweins. Der Händler war für die Wilden schon zu einem notwendigen Übel geworden. Der Missionar aber, welcher sie ihren alten Gewohnheiten und Bräuchen, ihrem Aberglauben und Sitten abtrünnig machen wollte, brauchten und verlangten sie nicht und duldeten ihn kaum unter sich, denn ihre Erfahrung hatte sie gelehrt, dass demselben früher oder später der Soldat folge, der sie vom heimatlichen Boden verdränge. Vater Hoggs Bemühungen waren daher anfangs nur vom dürftigsten Erfolg begleitet und brachten ihm nur Anfeindung und Widerwärtigkeiten. Aber dies entmutigte ihn nicht, denn er wusste, dass seine Saat nur langsam reife und dass er den Samen nur in die Generation niederlegen müsse. Darum blieb er und verfolgte unentwegt sein Ziel. Jedenfalls trug er nicht die Schuld, dass leider der Soldat ihm nur zu rasch auf dem Fuße folgte, und dies ging folgendermaßen zu.

Südwestlich von Hoggs Station lagen die Schwarzen Berge oder Black Hills, ein stattlicher Gebirgsstock, dessen Besitz den Indianern garantiert war und wo sich verschiedene Stämme niedergelassen hatten, die zu den wildesten und unabhängigsten gehörten. Nun trug es sich zu, dass einige weiße Pelzjäger, Händler und Abenteurer, welche sich mit Zustimmung der Indianer in die Schwarzen Berge wagten, dort Waschgold und Gänge von Gold führendem Quarz entdeckt hatten. Auf die Nachricht davon zogen nun zahlreiche Banden von jenen verkommenen Weißen, die sich immer auf der Grenze der Zivilisation herumtreiben und nur allzu oft aus dem Abschaum der weißen Bevölkerung des Westens oder aus Leuten bestehen, welche sich in den östlichen Staaten mit dem Gesetz überworfen hatten, in die

Schwarzen Berge, um dort Gold zu waschen und zu graben. Das führte zu Händel mit den Indianern, zu gegenseitigem Mord und Totschlag. Die Regierung ergriff Partei für die Weißen, die rothäutigen Stämme für ihre Brüder. Die Indianerstämme, ohnedem unzufrieden mit der Regierung der Vereinigten Staaten, weil sie sich durch die Indianeragenten an ihren jährlichen Geschenken vonseiten der Regierung verkürzt glaubten, verlangten, dass die Regierung von Amts wegen die weißen Eindringlinge aus den Schwarzen Bergen zurückrufen und zurückhalten sollte. Da dies nun nicht geschah, weil die Regierung es entweder nicht wagen konnte oder nicht wagen wollte, die weißen Eindringlinge zurückzurufen, brachen blutige Fehden und Händel aus, welche auf beiden Seiten viele Menschenleben kosteten und die Indianer zu Raubzügen über die Grenze veranlassten, auf welchen Gehöfte geplündert und niedergebrannt, Menschen erschlagen, Menschen und Vieh davongeschleppt und Gräuel aller Art begangen wurden, welche unausweichlich zu einem Rassenkrieg führen mussten. Hogg war dem Schauplatz des Kampfes nicht so nahe, dass er davon zunächst berührt worden wäre. Er unterschätzte daher vielleicht die Gefahr, welche den Weißen drohte. Aber er bemühte sich zugleich auch dieselbe abzuwenden und zum Frieden zu raten. Schon manchem Weißen, welcher den Moreau River heraufkam, um in die Schwarzen Berge zu ziehen, hatte er von diesem Vorhaben abgeraten und die Gefahren klar gemacht, denen er sich und die Seinen dort aussetzen würde. Manche waren umgekehrt und dankten vielleicht dem freundlichen, alten Mann für die erhaltenen Warnungen. Andere waren diesen Warnungen zum Trotz weitergezogen, angespornt von Habsucht oder frevlem Übermut und Hang zu Abenteuer. Es kam dann wohl bei manchem die Zeit, wo er sich zu spät dieser verschmähten Ratschläge erinnerte, wenn er unter der Streitaxt oder dem Skalpmesser der Rothäute verblutete. Auch mehrmals hatte sein Zuspruch an die Siouxprieger in den benachbarten Dörfern die Männer abgehalten, sich an Raubzügen zu betei-

ligen, indem er ihnen klar machte, dass sie davon nur Nachteile und Gefahren ernten würden, indem selbst für den Fall des Gelingens eines solchen Raubzugs die vielen weißen Krieger, welche in den Forts Union, Berthold, Hancock, Sully, St. Pierre und andere am Ufer des Missouri verteilt seien, ihnen auf dem Fuße folgen und ihre Dörfer mit Stumpf und Stiel ausrotten würden, oder indem er ihre gegründeten Klagen anhörte und zu Papier brachte, um sie an den Präsidenten und seine Staatssekretäre in Washington gelangen zu lassen. Selbst als sein Einfluss nichts mehr zur Aufrechterhaltung des Friedens beizutragen vermochte, als einzelne Banden und Stämme der Sioux in die westlichen Teile von Minnesota und Iowa einfielen und die zerstreuten weißen Siedler ostwärts flüchteten und man auch Hogg riet, diese Gegend zu verlassen und Weib und Kind und Habe in Sicherheit zu bringen, erklärte er, bleiben zu wollen, solange noch irgendeine Möglichkeit vorhanden sei, sich nützlich zu machen.

»Mir selbst droht wenig Gefahr, Herr«, sagte er zu dem Indianeragenten, der, selbst auf der Flucht, bei ihm rastete und ihn bat, sich ihm anzuschließen. »Die Rothäute kennen mich als ihren Freund, als einen friedliebenden Mann, der ihnen wohl will und nur Gutes getan hat. Meine irdischen Besitztümer können die Habsucht der Sioux nicht reizen, und ich stehe auf dem Boden meiner Pflicht und in Gottes Hand, wenn ich so lange wie möglich bleibe.«

»Ihr seid ein frommer Mann, Master Hogg, aber ein verwünschter Narr«, war das Einzige, was der Agent darauf zu antworten wusste und dann davon ritt.

7

Es währte aber nicht lange, so wurden die Anzeichen drohender. Beinahe alle Stämme der Sioux und der andern kriegerischen In-

dianer des Westens hatten sich erhoben und waren auf den Kriegspfad getreten unter einigen angesehenen Häuptlingen, wie dem Sitting Bull und anderen. Eine Streitmacht von nahezu fünftausend roten Kriegern unter einheitlicher Leitung und voll Blutgier und unversöhnlichem Hass gegen die Weißen, denen sie Wortbruch, Ungerechtigkeit, Betrug und Vergewaltigung nicht ohne Grund vorwarfen, stand gegen die Weißen auf einer langen Linie im Feld und hatte sich geschworen, die Streitaxt nicht eher zu begraben, als bis die Bleichgesichter wieder ganz über den Missouri zurückgeworfen wären. Der Krieg begann mit Scharmützeln und Überfällen vonseiten der Indianer, welche überall siegten, und die Schrecken vor sich her trugen und blutige verstümmelte Leichen und niedergebrannte Heimstätten hinter sich ließen. Truppenabteilungen der Weißen zogen hin und her, um die Indianer zu bekämpfen, aber diese, in ihrer Art von Heckenkrieg bewandert, wussten den amerikanischen Truppen auszuweichen und verschwanden hier, um unversehens an einer entfernteren Stelle aufzutauchen. Bis über die westlichen Grenzen der Staaten Minnesota, Iowa, Colorado und Kansas hinüber bezeichneten rauchende Trümmerhaufen von Gehöften die Einfälle der Indianer, und auf dem weiten Gelände des rechten Ufers des Missouri, welches der große Bogen des Stromes zwischen Fort Union und Fort Sully umschließt, stand bald kein einziges Gebäude mehr, das von einem Weißen bewohnt wurde, als das kleine Gehöft Vater Hoggs an der Furt des Eulenflusses. Hogg wusste, dass die Krieger der beiden benachbarten Siouxdörfer seinen Bitten und Warnungen zum Trotz dennoch dem allgemeinen Aufgebot des Sitting Bull gefolgt waren. Allein er glaubte sich noch immer nicht gefährdet, solange die Frauen und Kinder in den Dörfern waren.

Da kam eines Tags ein Streifkorps von Dragonern vom Regiment des Generals Custer in die Gegend und patrouillierte den Landstrich am Cherry Creek und gegen die Schwarzen Berge hin ab, wurde aber von den Sioux zurückgeschlagen und zog sich

auf die Forts zurück, und einige Tage darauf fand Hogg beide Dörfer verlassen, die Hütten abgebrochen und den Boden mit allerlei Gegenständen bedeckt, welche als überflüssig und beschwerlich zurückgelassen worden waren, sodass der Abzug der Einwohner auf eine eilige Flucht zu deuten schien.

Nun erst sah Hogg, dass die Sache ernst wurde und der Krieg in seine Nähe rückte, denn sonst hätten die Sioux die ihren nicht zu den Schwarzen Bergen geführt. Gleichwohl dachte er noch nicht an eine wirkliche Gefahr, denn vonseiten der Weißen drohte ihm eine solche nicht, und vonseiten der Indianer besorgte er keine Gefahr. Er stand ja mit ihnen auf befreundetem Fuß. Dennoch kehrte er schweren Herzens wieder zu seinem Blockhaus zurück. Unterwegs kam er an eine Stelle, wo er auf dem feuchten Boden der Prärie die frischen Fährten von vielen Pferdehufen ohne Eisen erblickte, was sie als Indianerpferde bezeichnete. Es mochte also wohl eine Streifpartie der Sioux gewesen sein. Mit laut klopfendem Herzen eilte er nach Hause, voll Todesangst, er könnte seine Gattin und seinen Sohn erschlagen finden. Glücklicherweise aber war dies nicht der Fall, denn das Haus stand noch unversehrt, eine feine bläuliche Rauchwolke stieg aus dem Schornstein auf, und er sah beim Näherkommen Judith und Theo im Gärtchen mit dem Graben von Rüben beschäftigt. Stumm und gerührten Herzens schloss er sein treues Weib in seine Arme und berichtete ihr dann, was er gesehen hatte.

»Wir müssen nun auch fliehen, Liebe«, sagte er dann. »Es war vermessen, die Gefahr herauszufordern. Unsere Nachbarn sind geflohen und meine Pflicht bindet mich nicht mehr an diese Stelle, denn mein Beruf hat aufgehört. Aber mein Herz hängt an diesem kleinen friedlichen Heimwesen, welches wir uns hier in der Wildnis geschaffen und wo wir so manches Jahr glücklich verbracht haben, und ich kann mich kaum davon losreißen.«

»Ja, es ist hart, so von der heimatlichen Scholle sich losreißen zu müssen, Joel, aber es ist Gottes Wille«, versetzte Frau Judith unter Tränen. »Es war so schön hier, aber der Herr hat's gegeben,

der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt. Sein Auge und sein Schutz werden überall über uns wachen. Lass uns in Gottes Namen von dannen ziehen und eine neue Heimat suchen, Joel!«

»So will ich den Wagen herrichten, Liebe, und du packe mit Theo unsere beste Habe zusammen, dann wollen wir am frühen Morgen zum Grand River aufbrechen und zum Fort Sully flüchten.«

So wurde es denn beschlossen, und Hogg nahm sich kaum die Zeit, sein Mittagbrot einzunehmen, worauf er Feuer in seiner Esse anmachte, um noch einiges Eisenwerk an dem leichten Wagen zu schmieden, auf welchem er mit Frau und Kind und der besten Habe flüchten wollte. Der Nachmittag verging unter dieser Arbeit nur allzu rasch. Mehrmals hatte Hogg diese unterbrochen, um vor den Schuppen zu treten und sich in der Gegend umzusehen, allein alles war still und friedlich, nirgends etwas Verdächtiges zu sehen. Endlich, der Abend dämmerte schon, schob Hogg den fertigen Wagen vor das Haus und verstaute darauf die Kisten und Bündel, welche Judith gefüllt hatte. Eben waren beide Gatten wieder ins Haus getreten, da hörten sie den Hund plötzlich wütend bellen, dann schmerzlich heulen und winselnd zum Haus herkommen. Das Schlimmste argwöhnend, nahm Hogg seine Flinte vom Kamin herab, schob Frau und Sohn in die Schlafstube und trat vorsichtig aus dem Haus. Da brach der alte treue Mingo vor ihm verendend zusammen, von Schulter zu Schulter von einem Pfeil durchbohrt, dem Pfeil eines Sioux, wie an der Befiederung zu erkennen war. Also ein Überfall! Also zu spät für eine Rettung, dachte Hogg mit Schmerzen und fürchtete jeden Augenblick das entsetzliche Kriegsgeschrei der Indianer erschallen und Büchsen knallen zu hören, zog deshalb die Haustür zu und versperrte sie, entschlossen, sich bis aufs Blut des Lebens der Seinen zu erwehren ...

Aber alles blieb still, und nachdem Hogg eine Weile, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, gelauscht hatte, öffnete er

die Tür wieder und schaute und horchte aufmerksam hinaus. Der letzte Schimmer des Abendlichts umspielte seine Gestalt und sein Haupt mit dem weißen Haar, wie er so unter der offenen Haustür stand, aber nichts regte sich draußen, als die beiden Pferde unter dem Schuppen, die ihre Maiskolben knusperten, und die Baumwipfel, in welchen der Abendwind spielte. Der Feind war unverkennbar in der Nähe gewesen, hatte aber von einem Überfall Abstand genommen. Vielleicht war es nur ein einziger Mann, ein Späher, gewesen, der nicht den Mut gehabt hatte, die bewaffneten Ansiedler zu überfallen, denn die Indianer wagen nur einen Handstreich, dessen Erfolg ihnen sicher erscheint, und setzen nicht gern das Leben eines der ihren auf das Spiel, da sie nicht mehr viel Mannschaft zu verlieren haben. Aber Hogg kannte das Gebaren der Indianer nur zu gut, um nicht zu begreifen, dass er noch lange nicht sicher sei, sondern jedenfalls noch einen Überfall der Rothäute zu gewärtigen habe. Mit einem leisen Seufzer verschloss und versperrte er die Haustür wieder und trat zu den seinen.

»Lass uns Abendbrot essen, liebe Judith, und dann legt euch nieder und ruht euch aus bis zum Morgen. In der Frühe werden wir aufbrechen, wenn es Gottes Wille ist«, sagte er.

Mutter Judith schaute ihn ängstlich und sorgenvoll an, denn sie begriff, was er mit den letzten Worten sagen wollte. Aber sie raffte ihren ganzen Mut und ihr Gottvertrauen zusammen, bereitete still den Tee und das einfache Abendbrot, welches in Ruhe eingenommen wurde. Als sie Theo zu Bett gebracht hatte, kehrte sie zum Herd zurück, wo Hogg in sich zusammengesunken saß, nahm die alte Bibel vom Bord, legte sie vor ihm nieder und sagte: »Lass uns noch einmal inbrünstig beten und unser Herz vor Gott ausschütten, Joel, und sollte es auch das letzte Mal sein. Wir wollen wenigstens nicht unvorbereitet der dunklen Stunde entgegengehen.«

»Amen!«, sagte Hogg, und sie lasen noch einige Psalmen und beteten noch lange und inbrünstig, ihre Seelen und ihr Kind dem

lieben Gott empfehlend. Dann umarmten sie einander lange, als sollte es das letzte Mal sein, und dann ging Mutter Judith in die Kammer und legte sich zur Ruhe. Hogg aber schürte das Feuer im Kamin noch einmal auf, machte die Runde im kleinen Haus, horchte hinaus in die stille Nacht und bezog dann die Wache, das schussfertige Doppelgewehr vor sich auf dem Tisch liegend. Die Stunden zogen langsam an ihm vorüber, aber er füllte sie mit guten Gedanken aus - er überblickte sein ganzes, langes, wechselvolles Leben, in welchem ihn Gottes Hand aus so zahllosen Gefahren und Nöten so wunderbar errettet und beschützt hatte, und er dankte seinem Herrn dafür und bat ihn, er möge ihn und die seinen zu einem guten Ende führen. Er fand im Gebet Ruhe, Kraft, Stärkung und Mut selbst zum Äußersten. Endlich aber übermannten ihn Müdigkeit und Schlaftrunkenheit, und er schlummerte ein. Aus diesem etwas unruhigen und leichten Schlaf weckte ihn die Morgenkühle, denn das Feuer im Kamin war niedergebrannt. Er zündete eine Laterne an, schaute nach Frau und Kind, die noch ruhig schliefen, öffnete dann einen Fensterladen und schaute nach den Sternen, die schon den nahenden Morgen verkündeten. Er wollte noch die Pferde füttern und dann anschirren, denn mit Tagesgrauen sollte aufgebrochen werden, wenn nichts dazwischen kam. Draußen war alles still, denn bei Nacht wagen die Rothäute ohnedem keinen Überfall, weil sie die Gespenster der Nacht fürchten.

Hogg hatte die Haustür aufgesperrt und wollte aus dem Haus treten, als rechts und links zwei dunkle Gestalten aufsprangen, sich auf ihn warfen und mit solcher Sicherheit und Geschwindigkeit überwältigten, dass er keinen Laut von sich zu geben, geschweige denn sich zu wehren vermochte. Im Nu waren ihm die Hände auf den Rücken gebunden, ein Knebel in den Mund gezwängt und mit einem Tuch verbunden.

Eine dritte dunkle Gestalt trat vor ihn und raunte ihm in der Siouxsprache zu: »Sei ruhig, und es soll dir nichts geschehen, sträube dich, und du bist des Todes.« Dann führte man ihn aus

seiner Umzäunung hinaus unter eine Gruppe von Räumen, wo mehrere Pferde standen, setzte ihn auf eines, nachdem man ihm noch die Augen verbunden hatte. Zwei Reiter nahmen ihn in die Mitte, ein dritter ritt hinterher, und so ging es in die Nacht hinaus in einer Richtung, über welche sich der Gefangene keine Rechenschaft geben konnte.

Als Hogg sich vom ersten Schreck erholt hatte, erfüllte eine namenlose Angst um Frau und Kind seine Seele. Er konnte sie nur dem Schutz Gottes empfehlen und betete, der Herr möge sie wenigstens verschonen, wenn er auch ihn zum Opfer ausersehen habe. Im Galopp ging es in die Prärie hinein, und da Hogg sich seiner Hände nicht bedienen konnte, so hatte er Mühe, sich auf dem Pferd zu erhalten, und war mehrmals daran, von diesem herunterzufallen, was nur seine Begleiter verhinderten. So ging es mehrere Stunden über Stock und Stein, bis plötzlich die Pferde haltmachten. Hogg erwartete nichts anderes, als in einem indianischen Lager zu sein, wo schon der Marterpfahl ihn erwartete. Allein als er vom Pferde gehoben und ihm die Binde von den Augen genommen ward, sah er sich in einer kleinen Talsenke an einer Quelle, umgeben von drei Siouxkriegern im vollen Kriegsschmuck mit Federn und Bemalung und bis an die Zähne bewaffnet mit Büchsen, Pfeil und Bogen, Speeren, Messern und Streitaxt. Zwei davon waren junge Männer, der Dritte und vornehmere ein älterer Mann mit grauem Haar und narbenvollem Gesicht. Dieser fasste Hogg scharf, aber nicht feindselig ins Auge und betrachtete ihn lange. Dann nahm er ihm den Knebel aus dem Mund und löste ihm die Stricke an den Handgelenken, welche ihn bereits sehr schmerzten.

»Versprich, dass du nicht entfliehen willst, und ich werde dich gut behandeln. Aber beim ersten Versuch, zu entwischen, bin ich dein Feind«, sagte er und schlug auf den Kolben einer langen Sattelpistole, die er im Gürtel stecken hatte.

»Ich werde dir folgen, wenn du mir sagst, wohin du mich führst und was aus meinem Weib und Kind wird«, entgegnete

Hogg, aber der Sioux winkte ihm statt einer Antwort zu schweigen.

Die Pferde wurden getränkt und zum Weiden ausgepflöckt. Einer der jungen Krieger breitete eine Büffeldecke aus, auf welche sich der alte Sioux setzte, seine Pfeife anzündete und Hogg durch einen Blink bedeutete, dass er sich ihm gegenübersetzen solle. Der andere Krieger röstete ein Stück Fleisch über einem Feuer, welches er in Eile angemacht hatte. Dann wurde ein hastiger Imbiss von gebratenem Fleisch und Prärierüben eingenommen, worauf man wieder die Pferde bestieg und weiterritt. Die Sioux sprachen wenig miteinander und nur mit gedämpfter Stimme und ließen Hoggs Fragen unbeachtet. So ging es, eine kurze Rast um Mittag ausgenommen, den ganzen Tag fort bis gegen Sonnenuntergang, wo wieder an einem kleinen Flüsschen haltgemacht und gekocht wurde. Hogg hatte am Stand der Sonne bemerkt, dass ihre Reise nordwärts ging, anstatt westwärts in das Indianergebiet hinein, wie er anfangs befürchtet hatte. Seine Gefährten behandelten ihn nicht unfreundlich, aber mit finsternem Schweigen, und Hogg musste, in eine Büffeldecke eingewickelt, zwischen den beiden Indianern auf der Erde schlafen, während einer von ihnen auf dem Ende der Büffeldecke lag.

Den anderen Tag ging die Reise weiter, ebenfalls so eilig und schweigsam wie am ersten Tag, und Hoggs einzige Qual waren die Sorgen um Weib und Kind und die Ungewissheit über seine eigene Zukunft. Aber er erkannte die Zwecklosigkeit aller seiner Grübeleien und stellte seine Zukunft nur dem lieben Gott anheim, dem ewigen unerforschlichen Denker aller Menschenschicke.

Am zweiten Abend wurde das Biwak an der bewaldeten Talsohle eines kleinen Flusses unter hohen Bäumen aufgeschlagen. Der eine der jungen Krieger ging mit Pfeil und Bogen fischen und brachte ein halbes Dutzend großer, hechtartiger Fische mit, die zum Abendbrot dienten. Am dritten Morgen wurde nicht aufgebrochen, um die Reise fortzusetzen, sondern die beiden

jungen Krieger errichteten ein Tipi, eine kegelförmige Hütte von gegeneinander geneigten Stangen, die sie über Mannshöhe mit Rindenstücken bedeckten, während der alte Indianer mit unterschlagenen Beinen dasaß, die schussfertige Büchse auf den Knien seine Pfeife rauchend und den Gefangenen bewachend. Abwechselnd ritt dann der eine oder der andere der beiden jungen Krieger fort, vielleicht um zu rekognoszieren, und der andere saß derweil am Feuer und behielt den Gefangenen im Auge.

Allen wurde unverkennbar die Zeit lang, und als nun Hogg wieder die Frage wagte, was aus seinem Weib und Kind geworden sei und was mit ihm selbst geschehen solle, versetzte der alte Indianer trocken: »Warte.«

Gegen Abend trafen noch zwei weitere berittene Sioux ein, welche dem alten Krieger einen langen Bericht abstatteten und lebhaft dabei gestikulierten. Aber sie waren so entfernt, dass Hogg nichts von ihrer Unterredung verstehen konnte, obwohl er aus ihren Blicken und Gebärden entnehmen konnte, dass er selbst der Gegenstand ihrer Unterhaltung sei.

Noch eine Nacht musste Hogg hier verbringen, aber diesmal im Tipi auf einem Lager von Schilf und Baumzweigen. Am vierten Morgen wurde ebenfalls nicht aufgebrochen, sondern einige der Krieger fischten, sammelten Holz und trafen anscheinend Vorbereitungen zum Empfang von weiteren Gefährten. Und in der Tat sah man bald nach Mittag einen Trupp von sechs aber acht Reitern und mehreren Packpferden oben auf den hohen Uferböschungen erscheinen und den steilen Pfad durch den Wald herunter einschlagen. Zehn Minuten später ritten sie aus dem Wald heraus und Hogg sprang mit einem Freudenschrei auf, denn zwischen den Siouxkriegern ritten seine Gattin und sein Sohn, und in der nächsten Minute lag er in ihren Armen.

»Siehst du? Du wirst nun nicht mehr entfliehen, Vater, nicht wahr?«, sagte der alte Indianer zu Hogg, als er ihn und die seinen zu dem Tipi führte und ihnen zu verstehen gab, dass es für sie errichtet worden sei. Dann ließ er sie allein, denn sie hatten sich ja notgedrungen so viel zu erzählen von ihren gegenseitigen Schicksalen und Erlebnissen. Was Mutter Judith zu erzählen hatte, war freilich nicht viel. Sie und Theo hatten keine Ahnung von dem, was ihrem Gatten und Vater geschehen war. Als sie erwachten und in die Stube traten, fanden sie hier vier Sioux, welche am Feuer saßen und sich ein Frühstück bereiteten. Einer der Krieger erklärte ihnen, dass sie als Gefangene weggeführt werden würden, aber nichts zu befürchten hätten, wenn sie keinen Fluchtversuch machten. Sie waren natürlich bis zum Tode erschrocken und konnten nicht an Widerstand denken. Auf die Frage nach ihrem Gatten erhielt Mutter Judith die kurze Antwort, dass er schon fortgeführt worden und ihm nichts geschehen sei. Sie wurde aufgefordert, für sich und Theo ein Frühstück zu bereiten, da man bald aufbrechen würde. Es war noch nicht Tag, und während Mutter Judith den Tee bereitete, trat ein hochgewachsener Mann in vollem Kriegsschmuck durch den Eingang und sprach mit einem der Siouxprieger.

»Ich konnte ihn nicht erkennen, Joel«, sagte Mutter Judith, »der Schein des Herdfeuers drang nicht zu ihm. Aber er hatte für mich etwas Bekanntes, das mich anheimelte, und wenn es kein Ding der Unmöglichkeit wäre, so würde ich darauf schwören, dass es unser armer verschollener Kit gewesen sei.«

»Und warum soll er es nicht gewesen sein, Liebe?«, fragte Hogg, ebenfalls von einer freundlichen Ansicht durchdrungen. »Bei Gott ist kein Ding unmöglich. O, wenn es wirklich Kit wäre, so könnte ich mir alles erklären.«

Mutter Judith erzählte dann weiter, wie es bis zum Aufbruch mittlerweile Tag geworden sei, wie man ihr und Theo ihre eige-

nen Pferde gesattelt vorgeführt und sie aufgefordert habe, diejenigen Stücke ihrer Habe zu benennen, welche sie mitnehmen möchten. Als sie das getan und hierauf fortgeführt worden und auf dem ganzen Weg zwar etwas barsch nach Indianerart, aber rücksichtsvoll behandelt und sogar teilweise getröstet worden seien, dass ihnen nichts zuleide geschehen solle, und wie sie in mäßigen Tagereisen fortgebracht und genügend gepflegt worden seien und sogar einen Teil ihrer Habe mitgebracht hätten. Einer der Indianer hatte ihr sogar vorsorglich ihren zinnernen Teetopf mitgegeben.

Unter diesen wechselseitigen Mitteilungen und diesem frohen zärtlichen Austausch in der Hütte hatten Hogg und die seinen nicht bemerkt, dass die Krieger draußen alle möglichen Vorbereitungen zu einem größeren Lager getroffen hatten und dass es mittlerweile Abend geworden war. Plötzlich erscholl draußen ein wildes Freudengeschrei, und als die Hogs aus der Hütte eilten, sahen sie oben auf der hohen Uferböschung eine Reiterschar von mindestens zwanzig Pferden, welche durch den Wald herunterstieg. Die Sonne war am Untergehen, als das Reitergeschwader aus dem Wald herauskam und an seiner Spitze ein hochgewachsener, schlanker, kräftiger Häuptling, in welchem sie wirklich Kit, den längst verloren geglaubten Kit, erkannten. Sein Gesicht war nicht bemalt, aber sonst trug er den vollen Kriegsschmuck seines Volks an Federn, Bärenzähnen und anderem. Als sie ihm freudig überrascht zuriefen, winkte er ihnen lächelnd von fern, hatte aber zunächst mit seinen Leuten zu tun, denen er Anweisungen gab.

Mutter Judith hatte schon das Abendbrot bereitet und aufgetragen. Theo schürte das Feuer auf, damit es zum Essen leuchte, als Kit, in eine schöne blaue Wolldecke gehüllt, in die Hütte trat und seine Pflegeeltern zärtlich umarmte. Sein Anstand und seine stolze Haltung verrieten den Häuptling, den erfahrenen Krieger, und jenes stolze Selbstgefühl, jene Selbstbeherrschung, welche der Indianer sich anderen gegenüber zu wahren bemüht, liehen

selbst seiner Zärtlichkeit etwas Gemessenes und Zeremonielles.

»Dankt nicht, meine treuen Freunde, denn Ihr seid mir keinen Dank schuldig«, sagte Kit dann mit leicht bewegter, aber möglichst fester Stimme. »Ich habe nur eine Schuld der Dankbarkeit und Pflicht abgetragen, und mein Werk ist noch nicht zu Ende. Was ich nun bin, ein angesehener Häuptling und Krieger der Dakota, das bin ich durch Euch. Krank und schwach fandet Ihr mich und habt mich am Leben erhalten, und nun fand ich Euch in Gefahr und fing die Streitaxt auf, welche über Eurem Haupt schwebte. Lasst mich erzählen, wie es mir ergangen ist, seit ich aus Eurem Hause entfloh, um meinem Vater zu folgen und die Stütze seiner Tage zu sein. Dieser hier ist Ta-his-ka, der Weiße Büffel, mein Vater!« Damit deutete er auf seinen Begleiter, in welchem Vater Hogg nun den alten Siouxkrieger erkannte, der ihn hierher geleitet hatte und welcher den Hoggs nun freundlich die Hand schüttelte und ihre Hände an seine Stirn legte.

Dann setzte sich Kit zum Feuer und erzählte in englischer Sprache, welche er noch immer fließend sprach, seine Geschichte. In den Tagen, welche seiner Flucht aus der Yanktonreservation vorangingen, hatte Kit ganz unversehens seinen Vater in der Prärie getroffen, wo dieser umherschweifte, um ihn zu suchen. Der Weiße Büffel war unter den Siouxkriegern gewesen, welche die weißen Krieger als Geiseln des Friedens fortgeschleppt und in einem Grenzfort untergebracht hatten. Der Weiße Büffel ertrug die Gefangenschaft nicht und wollte entfliehen, aber sein Fluchtversuch wurde vereitelt und er erschlug dabei einen der Soldaten, welche ihn daran hindern wollten. Er wurde vor Gericht gestellt und zu acht Jahren Kettenstrafe verurteilt. Als er seine Strafe verbüßt hatte, durfte er wieder zu seinem Stamm zurückkehren, den er nur mühsam erreichte, da dieser in einen anderen Landstrich verzogen war. Und was fand er daheim? Seine Weiber waren teils tot, teils die Weiber von anderen, seine Kinder zerstreut, sein Vermögen und seine Häuptlingswürde verloren, er selbst in den langen Jahren seiner Abwesenheit beinahe

vergessen und zu einem bedeutungslosen Mitglied seines Stammes herabgesunken. Er fristete eine Zeit lang mühselig sein Leben. Da hörte er eines Tages von einem der umherziehenden Händler, welche mit den Rothäuten Tauschhandel treiben, einem Mann, der ihn in seinen besseren Tagen gekannt hatte, dass der Missionar in der Yanktonreservation einen Siouxknaben Namens Wah-si aufgenommen und erzogen habe. Als bald stand bei dem Weißen Büffel der Entschluss fest, seinen Sohn aufzusuchen und zu sich zu nehmen, um einen Gefährten und eine Stütze zu haben. Er fand in Kit seinen Sohn, gab sich ihm zu erkennen, wurde von ihm erkannt und drang in ihn, ihm in die Wildnis zu folgen. Kit hatte dazu anfangs keine Lust und wollte den Vater überreden, sich unter den Yankton niederzulassen, wo Vater Hogg ihm schon vorwärts helfen würde. Allein Ta-his-ka hasste die Weißen und die Yankton gleich sehr, denn diese waren ja die Ursache seines Unglücks gewesen. Er wollte durchaus unter seinen Stammesbrüdern leben; eingedenk der Lehre, welche man ihm eingeprägt hatte: »Ehre Vater und Mutter.« In der halben Befürchtung, Vater Hogg möchte ihn am Ende doch noch zwingen wollen, in das Seminar zu gehen, willigte nun Kit ein, seinem Vater zu folgen. Aber er war von diesem durchaus nicht zu bewegen, dass er seines Pflegevaters Pferde und Waffen mitnahm. So stahl denn der Weiße Büffel das beste Pferd der Yankton für Kit, und dieser und sein Vater ritten miteinander in die Wildnis und schlossen sich einem Dakotastamm an. Kit oder Wah-si, wie er sich nun wieder nannte, wurde einer der besten Jäger, Schützen und Reiter seines Stammes, baute ein kleines Feld, hielt einige Kühe und Schweine, sorgte treulich für seinen Vater, gelangte zu Wohlstand und Ansehen bei seinem neuen Stamm und überragte an Intelligenz und Würde alle Krieger desselben. Er heiratete endlich die Tochter eines Häuptlings, und als die Dakota eine Gesandtschaft nach Washington schickten, um dem »Großen Vater«, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, ihre Bitten und Beschwerden vorzutragen, wurde Wah-si auserko-

ren, die rothäutigen Gesandten als Dolmetscher zu begleiten. Er reiste auf Kosten der Regierung nach Osten, lernte die großen Städte und die Zivilisation der Weißen kennen, aber auch die Herrschsucht, Ländergier und Wortbrüchigkeit, womit sie die Indianer behandelten und von jeher behandelt und um Heimat und Frieden beraubt hatten. Sein Zorn entflammte gegen die tückischen Weißen und die Falschheit, womit sie die Indianer behandelten. Aus dem Dolmetscher wurde der Sprecher der Gesandtschaft, der geschickte und unbestechliche Vorkämpfer der Rechte seiner roten Brüder. Vergebens versuchten ihn die schlaunen Weißen in Washington durch Bestechung und Versprechungen für sich zu gewinnen und der Sache seiner Stammesbrüder abspenstig zu machen, wie es ihnen schon bei so manchem Indianer gelungen war. Wah-si blieb unerschütterlich und lernte nun die Weißen auch verachten, nachdem er sie schon hassen gelernt hatte. Er sagte den Senatoren und Staatsmännern in Washington, mit denen die Gesandtschaft zu verhandeln hatte, die bittersten Worte und prophezeite ihnen Blutvergießen und Krieg, wenn sie die armen Rothäute zum Äußersten trieben. Die weißen Männer lächelten geringschätzig, als über eitle Drohungen, und die Gesandtschaft wurde mit leeren Versprechungen nach Hause geschickt. Ehe sie aber noch von Washington schied, suchte ein verworfener, weißer Raufbold, ein Rowdy, mit Wah-si Händel in einem Kaffeehaus und zog den Revolver gegen ihn. Allein Wah-si schlug die Waffe beiseite und den Angreifer nieder und warf ihn dann aus dem Fenster. Dafür wurde er verhaftet, mit Verletzung des Völkerrechts, welches den Gesandten Unverletzlichkeit ihrer Person verbürgt, wurde vor Gericht gestellt und hatte Mühe, freigesprochen zu werden und sein Gebaren als gezwungene Notwehr hinzustellen. Dies erhöhte Kits Achtung vor den Weißen nicht, und als er mit seinen Gefährten wieder in die Heimat der Dakota zurückkehrte und seinen Bericht vor der großen Ratsversammlung abstattete, da bewunderten die ältesten und angesehensten Häuptlinge insgesamt die

Klarheit und gewaltige Beredsamkeit seiner Darstellung und den Scharfblick, womit Wah-si erkannt hatte, dass die Weißen förmlich darauf ausgingen, die Sioux zum Krieg zu treiben, um sie womöglich auszurotten und aus ihren Ländereien zu verjagen.

Und da sagte Sitting Bull, der Mächtigste der Sioukhäuptlinge, zu ihm: »Mein Bruder hat gesprochen wie ein Buch der weißen Männer. Sein Gesicht ist noch frisch und jung, sein Geist aber ist gereift und findig wie der eines älteren Mannes. Er verdient, im Rat der Nation zu sitzen, und sein Name sollte nicht Wah-si oder Schneefuß sein, sondern Muschta-wee, strahlende Sonne.«

Und so blieb ihm fortan dieser Name, und er wurde zum ersten Häuptling des Stammes erwählt, dem er sich angeschlossen hatte, und zu einem der Räte der Nation erkoren.

»Und nun haben uns die Weißen auf den Kriegspfad gedrängt«, schloss Kit endlich, »und viel Blut ist bereits geflossen und noch unendlich mehr wird fließen. Ich muss zu den meinen stehen und werde ihre Rechte verteidigen bis zu meinem letzten Atemzug. Aber ich führe nur Krieg gegen die Krieger, gegen Eure Soldaten, nicht gegen wehrlose Ansiedler. Ich schickte diese einfach unter Geleit über die Grenze zurück, anstatt sie zu erschlagen. Mein Herz hatte keine Ahnung, wer in jenem Gehöft an der Furt wohne, das jüngst einer meiner Späher entdeckte, der Euren Hund erschoss. Ich war in der Nähe gewesen, er meldete mir es. Ich schlich hin, sah meinen guten Pflegevater hinter der Tür stehen und erkannte seine ehrwürdigen Züge. Mein Herz drängte mich, ihn und die seinen zu retten, und in freundlicher Absicht umstellten wir sein Haus, damit nicht Krieger eines anderen Stammes ihn überfielen. Ich fand Mittel,

Euch zu retten, und der Augenblick, wo ich Euch sicher unter Euren weißen Brüdern sehen werde, soll der glücklichste meines Lebens sein, denn ich werde eine hohe Dankespflicht abgetragen haben.«

Es war auch für Vater Hogg und Mutter Judith einer der ergreifendsten und glücklichsten Augenblicke ihres Lebens, als sie

sich von der Treue und Dankbarkeit Kits überzeugt hatten, welcher vielleicht kälter erscheinen musste, als ihm ums Herz war, um nicht seinen eigenen Kriegern ein Ärgernis zu geben oder zu weich zu erscheinen. Mit dem Andeuten, dass sie am anderen Morgen in aller Frühe aufbrechen würden, um noch vor Abend eines der Forts zu erreichen, schied Kit von seinen Pflegeeltern und kehrte an sein eigenes Lagerfeuer zurück.

Welche Dankgebete und Segenswünsche entströmten an diesem Abend den Lippen der Hoggs, als sie diese unerwartete Wendung ihres Geschicks überschauten und sich so ungemein reich für die Wohltat belohnt fanden, welche sie einst dem armen halb verhungerten Knaben erwiesen hatten und die ihnen nun so unerwartet vergolten wurde! Der einzige bittere Tropfen, welcher in diesen Freudenbecher fiel, war die Tatsache, dass Kit nun gegen die Weißen im Feld stand, ein unglückseliges Opfer der Verhältnisse. Aber wer konnte dafür?

Am folgenden Morgen ward in aller Frühe aufgebrochen und unter dem Geleit von zehn oder zwölf Siouxkriegern der Zug nach Nordwesten angetreten. Kit oder Muschta-wee gab ihnen ein Stück mit einigen anderen Reitern das Geleit, ritt aber nicht mit den Hoggs, vielleicht weil er aus Rücksicht für seine Krieger ihnen nicht zu deutlich sein Wohlwollen zeigen konnte und wollte. Joel Hogg aber sah, dass die vier Packpferde, welche der Zug mit sich führte, die Kisten und Packen mit seiner besten Habe enthielten, und dass der Weiße Büffel diese Saumpferde und ihre Last emsig überwachte. Die Reise ging ohne Gefahr vonstatten. Von Zeit zu Zeit zeigten sich Kit und seine Reiter wieder, die offenbar als Vortrab voranzogen, um für die Sicherheit ihrer Pflegebefohlenen zu sorgen. Am Abend wurde in einem kleinen Waldtal an einem kleinen Flüsschen gelagert, und Kit kam, um sich nach dem Befinden seiner Pflegeeltern zu erkundigen und ein Stündchen mit ihnen zu verplaudern.

»Ergebt Euch geduldig in diese Strapazen, denn morgen sollt ihr hoffentlich in Sicherheit sein«, sagte er.

Am Morgen geleitete er sie wieder ein Stück weit und sie zogen durch einsame Prärien und kleine Gehölze bis gegen Mittag, wo sie Kit mit seinen Reitern wieder sahen, der sie am Fuß einer Anhöhe erwartete. Sie ritten diese hinauf, und als sie oben waren, lag ein ziemlich weites Flusstal vor ihnen, an dessen Sohle der Missouri seine raschen Fluten hinwälzte. Jenseits desselben mündete ein kleinerer Fluss in diesen, und auf der Höhe der Flusses lag eine kleine Befestigung, über deren hölzernen Gebäuden das Stern- und Streifenbanner der Union wehte.

»Das ist Fort Rice, wo Ihr unter Freunden sein werdet«, sagte Kit. »Jenes Flässchen ist der Longlake Creek. Ihr braucht nur noch vorwärts zu reiten und Eure Ankunft zu melden und Hilfe zu begehren, und man wird Euch eine Fähre herüberschicken. Und hier scheiden sich unsere Wege. Lebt wohl und gedenkt meiner in Liebe, wie ich Euer immer gedenken werde. Ich fürchte, wir scheiden hier auf immer!«

Es war ein schwerer Abschied, der unter einer Gruppe alter Bäume genommen wurde. Kit und sein Vater, von Gebüsch gedeckt, blieben oben auf der Böschung und überwachten die Hoggs, die mit ihren Packpferden, welche von zwei Sioux geführt wurden, die Uferböschung hinunterritten. Unten am schmalen Ufer schoss Vater Hogg seine Flinte mehrmals ab und Mutter Judith winkte mit dem Tuch, um die Aufmerksamkeit der Besatzung des Forts auf sich zu ziehen und um Hilfe zu bitten. Sie wurden bemerkt und sahen bald, wie einige Soldaten und Halbblut herunterkamen, um sie zu befragen und gegebenenfalls aufzunehmen. Nachdem sich beide Parteien eine Weile über den Fluss hinüber verständigt hatten, schoben die Soldaten eine Fähre ins Wasser und holten auf einigen Fahrten die Hoggs, ihre Tiere und ihr Gepäck hinüber.

Kit beobachtete diesen Vorgang mit tiefer Bewegung. Als seine beiden Krieger aber wieder zurückgekehrt waren und er die Hoggs wohlbehalten am jenseitigen Ufer erblickte, sprang er auf, winkte ihnen noch einmal bewegt einen Gruß zu und eilte dann

zu dem Ort zurück, wo er seine Pferde und Krieger gelassen hatte, schwang sich in den Sattel und sprengte mit ernstem Gesicht und verhängten Zügeln gen Südwest, dem Heer der Dakota zu.

Als Vater Hogg und die seinen sich dem Tor von Fort Rice näherten, kamen ihm die Offiziere der Vereinigten Staaten-Truppen entgegen, unter ihnen der Major Champion, welcher Hogg persönlich kannte und sich nicht wenig wunderte, ihn hier zu sehen. Alle waren begierig, zu erfahren, durch welche wundervolle Fügung der Umstände er Fort Rice erreicht habe, denn die Offiziere wussten, dass drüben auf dem westlichen Ufer des Missouri längst feindliche Indianerbanden umherschweiften, denen er gewissermaßen nur durch ein Wunder entgangen sein konnte. Die Erzählung seiner Erlebnisse aber klang beinahe noch erstaunlicher.

Major Champion sagte: »Ihre Schilderungen rühren mich, denn zum ersten Mal zeigen sie mir ein Beispiel von Dankbarkeit und Edelmütigkeit einer Rothaut. Möchten unter den Sioux nur viele solcher Männer sein, wie jener Muschta-wee, einer ihrer angesehensten und tapfersten Häuptlinge!«

Hogg und die seinen sahen sich natürlich in Fort Rice auf das Herzlichste und Gastfreundlichste aufgenommen. Man wies ihnen ein eigenes kleines Häuschen zu, da sie vorerst bleiben mussten, bis sie unter genügendem Schutz ostwärts reisen konnten. Sie brachten ihre geretteten Habseligkeiten in dem Häuschen unter. Als Vater Hogg seinen Sattel aufhängen und die Satteltaschen leeren wollte, fand er in einer dieser eine alte Brieftasche, mit welcher er einst Kit zu Weihnachten beschenkt hatte, und in dieser eine namhafte Summe in Papiergeld und einen Zettel, von Kit handgeschrieben, mit der Bitte, diese Summe als Entschädigung für das anzunehmen, was sie durch den Krieg verloren hätten.

Der Krieg entbrannte auf der ganzen Grenze mit der wildesten Wut und mit entschiedenem Misserfolg für die Truppen der Vereinigten Staaten, welche mehrmals von den Indianern heimlich

überfallen, in Massen niedergemacht und zurückgeworfen wurden, während die rothäutigen Krieger nur höchst selten den Angriffen der Amerikaner standhielten. Nur einmal, als die Truppen unter General Gibbon ein Lager der aufständischen Sioux überfielen und diese, wie immer der Übermacht gegenüber, nach kurzer Gegenwehr zu weichen begannen und sich zurückzogen, warf sich eine kleine Schar tapferer und besser disziplinierter Indianer den Soldaten entgegen, hielt diese in Schach und deckte den roten Brüdern den Rückzug. Bei dieser tapferen Gegenwehr wurden viele Sioux erschlagen, worunter auch ihr tapferer Häuptling Muschta-wee, dessen Leiche, von mehreren Kugeln durchbohrt, auf der Walstatt liegen blieb, erkannt und mit Ehren beerdigt wurde, als ein Opfer seiner tapferen und loyalen Kriegführung. Sein Tod rief die wildeste Erbitterung und Rachgier unter den Sioux hervor. Als einige Monate später General Custer gegen die aufständischen Sioux den Bighorn River hinauf in Wyoming einrückte, wurde er am 25. Juni 1876 von den Indianern überfallen und beinahe mit allen seinen Leuten, über 300 Mann, schonungslos niedergemacht, als Totenopfer für Muschta-wee.

Monate danach erst erfuhren Hogg und die seinen aus den Zeitungen den Tod des armen Kit. Sie waren mittlerweile in einer Stadt in Illinois, wo sich Vater Hogg zur Ruhe gesetzt hatte. Aber er und seine Gattin und seine Söhne gedachten mit Dank und Rührung ihrer glücklichen Rettung aus drohender Gefahr durch den tapferen Sioux-Kit.



Feurige Kohlen

1

Die Sonne versank in Dunstwolken hinter dem niedrigen Gestade im Westen des Michigansees und überglühte mit ihren letzten Strahlen dessen breite Fläche, als sich am Bord des Dampfschiffes *Abraham Lincoln*, welches von Grand Haven bei Mill Point in Michigan nach Milwaukee hinüberfuhr, eine ungewöhnliche Bewegung geltend machte. Die zahlreichen Passagiere des Schiffes suchten ihr Gepäck zusammen, um sich zur Weiterreise bereit zu machen, denn die Schiffsmannschaft hatte verkündet, dass man sich dem Hafen von Milwaukee, der rasch aufblühenden Handelsstadt des Staates Wisconsin, näherte. Und in der Tat sah man bald darauf undeutlich durch den aufsteigenden dünnen Nebel des Seegestades den Rauch von hohen Dampfkaminen, die verschwommenen Dächer einer Stadt und die Masten der vor ihr ankernden Schiffe. Bald flammte, noch ehe die Dämmerung herabgesunken war, das Licht des Leuchtturmes auf.

»Also dort ist Milwaukee, an jenem niederen, flachen Strand?«, fragte ein junger Passagier seinen Gefährten und trug seinen leichten Reisesack so nah wie möglich an die Schanzverkleidung des Schiffes.

»Du lieber Himmel! Da ist ja weit und breit kein Hügel oder Berg zu sehen, Max!«

»Natürlich, denn wir sind in der Prärieregion, Otto, und die Gegend wird hier noch flacher werden als die weiten Niederungen von Wisconsin, welche wir gestern per Eisenbahn durchfahren haben«, versetzte Max. »Dieselbe Fläche breitet sich hier aus nach Nord und Süd und Westen bis an den Fuß der Felsengebirge, und wir müssen von Bergen und Hügeln auf einige Zeit Abschied nehmen, mein lieber Junge.«

»O weh, dieses Flachland wird nur Heimweh verursachen nach meinen schönen süddeutschen Bergen«, meinte Otto weh-

mütig, »mir ist, als könne ich nicht leben ohne Wald und Berge!«

»Bah, wir müssen sie eben entbehren lernen, mein Junge«, sagte Max ruhig. »Not kennt kein Gebot, und Shakespeare sagt ja: ›Ein jeder Ort, besucht vom Aug' des Himmels, ist Glückeshafen einem weisen Mann!‹ Wenn wir nur in Milwaukee finden, was wir suchen, denn unsere Mittel werden uns nicht erlauben, dem Glück noch weiter nachzujagen. Wir müssen in Gottes Namen mit allem vorlieb nehmen, was sich uns bietet.«

»Leider«, murmelte Otto, seinen Reisesack fest an sich ziehend, und schaute gedankenvoll abwechselnd auf die Mitfahrenden, welche sich allmählich auf dem Deck des Dampfschiffes einstellten, und hinüber zu der Stelle, wo Milwaukee trotz des abendlichen Schimmers immer deutlicher aus dem See aufstieg. Sein Blick richtete sich auf die Reihe der herantretenden Passagiere, und ein heiteres Lächeln flog über sein Gesicht. »Eine gute Vorbedeutung, Max!«, flüsterte er seinem Begleiter zu. »Dort entdeckte ich plötzlich ein bekanntes Gesicht - Herrn Howard, den Amerikaner, welcher an Bord der *Hermann* mit uns von Southampton nach New York herüberfuhr.« Er zeigte Max den genannten Herrn, einen Mann von etwa fünfzig Jahren mit einem sonnengebräunten, ernsten, aber sanften Gesicht, welcher unweit von ihnen stand und ein kleines Mädchen von etwa neun Jahren in Trauerkleidern an der Hand hielt.

»Ja, es ist Herr Howard«, erwiderte Max, »aber er kennt und erkennt uns ja nicht, und wie kann er uns helfen?«

»Na, es ist immerhin ein Trost, ein bekanntes Gesicht mitten unter wildfremden Menschen zu erblicken«, sagte Otto. »Und wenn er uns auch noch nicht bemerkt hat, so bin ich doch überzeugt, dass, wenn wir seinen Rat bedürften, er uns denselben nicht versagen würde. Er hat so etwas Wohlwollendes und Vertrauenerweckendes an sich.«

»Du bist ein sonderbarer Schwärmer, Otto!«, versetzte Max. »Dieser Howard mag ein ganz braver Mann sein, aber er ist ein Amerikaner, und diese denken immer nur zunächst an sich und

rühren keinen Finger für einen Fremden, wenn er ihnen nicht besonders empfohlen ist. Wie und mit welchem Recht sollten wir uns an ihn wenden?«

»Bah, die Menschen sind überall gleich, Max, und ein gutes Wort findet überall eine freundliche Stätte«, meinte Otto. »Und wenn ich mich erinnere, wie freundlich dieser Howard gegenüber dem armen böhmischen Weib von den Zwischendeckspassagieren war, deren Kind das Bein am Bord brach, so denk' ich doch besser über ihn ...«

»Zurück da! Gebt Raum für die Schiffsmannschaft!«, rief einer der Schiffsoffiziere barsch. »Macht den Steuerbord frei zum Anlegen!«

Die Passagiere wurden alle zurückgedrängt und mussten die Mitte des Decks aufsuchen, denn die Vorbereitungen zum Landen wurden getroffen.

Bald sah man in der rasch niedersinkenden Dämmerung die gelben Backsteinhäuser der Stadt und die hohen Speicherbauten an der Anlande, die Gasflammen am Kai wurden angezündet, eine bunte, geschäftige Menge drängte sich dort an den Kais, um die landenden Passagiere zu erwarten. Das Dampfschiff schwenkte herum, legte sich mit der Steuerbordseite an die Hafenmauer, die Taue flogen vom Schiff und Land herüber und hinüber, um den Dampfer festzulegen, die Landungsbrücke wurde an Bord herübergeschoben, und die paar hundert Reisenden, welche mit der *Abraham Lincoln* angekommen waren, worunter sich sehr viele Einwanderer mit Kindern und vielem Gepäck befanden, drängten sich über die Landungsbrücke zum Ufer.

Max Becker und Otto Hallmayer, die beiden deutschen Jünglinge, sahen sich alsbald von dem Strom der Aussteigenden mit fortgerissen und hatten Mühe, beieinanderzubleiben und sich der Zudringlichkeit der Lastträger, Fuhrleute, Droschkenkutscher und Touters (der Werber für die Gasthöfe) zu erwehren, welche sich auf die Ankömmlinge stürzten und ihnen ihr Gepäck abnehmen und sie davonführen wollten. Allein sie vertei-

digten ihre Reisesäcke hartnäckig und erwehrten sich der frechen Zudringlichkeit soviel als möglich. Max bemerkte es nicht, dass Otto sich Mühe gab, in die Nähe des Herrn Howard zu kommen, zu welchem er sich anscheinend durch ein instinktmäßiges Vertrauen hingezogen fühlte, und bemühte sich nun, weil er den schweren Reisesack trug, Schulter an Schulter mit dem Freund zu bleiben. Otto hatte aber einen besonderen Grund, die Nähe des fremden Herrn Howard zu suchen. Diesem schienen solche lärmende Auftritte nichts Ungewöhnliches zu sein, denn er steuerte mit Ruhe durch das Gedränge, an der rechten Hand das kleine Mädchen, dem in diesem Gewirr ganz bange sein mochte, in der linken Hand ein kleines, mit Leder überzogenes Reiseschreibpult und einen Regenschirm. Sein Gepäck hatte er schon am Bord einem Lastträger übergeben, den er nun an Land erwartete, wo er sich zunächst eines Cab oder einer Droschke versichert hatte. Sobald er seinen Koffer und seine beiden Reisesäcke aus der Hand des Lastträgers in Empfang genommen und dem Kutscher übergeben hatte, hob er das Kind in den Wagen, stieg selbst ein und rief dem Kutscher zu: »Zum Kontinental-Hotel!«, worauf das Cab davonfuhr.

»Wo wollen wir absteigen, Otto?«, fragte Max Becker, welcher sich neugierig dieses Gewühl betrachtet hatte, seinen Begleiter.

»Ich denke, im Kontinental-Hotel«, gab Otto zur Antwort.

»Hm, das wird wohl eines der großen, teuren Hotels sein, welche über unsere Mittel gehen«, wandte Max ein. »Man hatte uns ja ein anderes, Wohlfeileres empfohlen.«

»Bah, es wird den Kopf nicht kosten, lieber Freund«, erwiderte Otto. »Und wer weiß, wozu es gut ist, wenn wir in einem der besseren Hotels absteigen! Vielleicht machen wir eine Bekanntschaft, welche uns von Nutzen ist!«

»Na, meinetswegen denn, mein Junge, obwohl es mir nicht recht gefallen will, dass wir bei unseren geringen Mitteln aufs Geratewohl ein so vornehmes Hotel aufsuchen«, sagte Max.

Beide nahmen nun das nächste beste Cab und fuhren ebenfalls

zum Kontinental-Hotel.

Sie kamen gleichzeitig mit Herrn Howard vor dem riesigen Gebäude an und fanden sich mit diesem in dem sogenannten *booking office* oder Kontor ein, wo sie sich zwei bescheidene Schlafzimmer im obersten Stockwerk geben ließen und diese sogleich mit ihrem leichten Gepäck bezogen. Während sie nun unter Führung eines schwarzen Kellners die breite, prächtige Marmortreppe des Hotels hinaufstiegen, hatte auch Herr Howard sich Zimmer genommen, welche im dritten Stockwerk lagen, und war mit dem hydraulischen Aufzug hinaufgefahren. Als die beiden deutschen Jünglinge die Anlände des dritten Stockwerks passierten, sahen sie Herrn Howard mit seiner Begleiterin aus dem Lift oder Aufzug aussteigen und dicht daneben in ein Zimmer eingewiesen werden. Sie mussten das unwillkürlich bemerken, da ein ihnen entgegenkommender fremder Herr einige Fragen an ihren Kellner richtete und sie aufhielt. Dann stiegen sie vollends in ihren fünften Stock hinauf und wurden in ihre mit einfacher Eleganz und Behaglichkeit eingerichteten Zimmer eingewiesen, wo sie sich zunächst wuschen und reinigten und dann in den Speisesaal hinuntergingen, weil ein Gong oder große Messingglocke zur Abendmahlzeit entbot. Dort erwartete sie eine lange, mit allen möglichen leckeren Speisen besetzte und reich verzierte Tafel, an welcher sich schnell über hundert Gäste niederließen und mit einer wahren Gier über die Speisen herfielen.

Es war das erste Mal, dass die beiden jungen Deutschen an einer solchen amerikanischen Tafel speisten, denn in New York hatten sie nach ihrer Ankunft und seither mit einem bescheidenen deutschen Speisehaus in der Duane Street sich begnügt und auch auf der Reise landeinwärts seither aus Sparsamkeit immer nur wohlfeile, kleine Gasthäuser aufgesucht. Der ungewohnte Luxus aber, welche sie hier umgab, hinderte die Hungrigen nicht, der überreichen Auswahl von vorzüglichen Gerichten an Fisch, Fleisch, Wildbret, Geflügel, Pasteten ... alle Ehre anzutun und sich dabei tüchtig zu sputen, denn sie sahen es ihren Tisch-

nachbarn ab, dass man hier keck zugreifen müsse, wenn man sich seinen Anteil an den guten Dingen dieser Welt sichern wollte. Und so schenkten sie denn vorerst ihren Tischgenossen wenig Aufmerksamkeit. Max wenigstens bemerkte nur zufällig, dass auch Herr Howard mit dem Kind in ihrer Nähe am Tisch Platz genommen hatte und sie flüchtig beobachtete, als ob ihm ihre Physiognomien nicht ganz unbekannt wären. Otto aber war darüber sehr erfreut und hatte Herrn Howard durch eine schüchterne Verbeugung begrüßt, welche dieser leichthin erwiderte.

Die Mahlzeit war bald vorüber, und da bei derselben nur Tee und Eiswasser und keinerlei geistige Getränke genossen worden waren, so begaben sich die gesättigten Gäste meistens hinunter in das sogenannte *bar room* oder Schenkbzimmer des Hotels, um dort etwas zu trinken.

Max aber sagte, als er vom Tisch aufstand, zu seinem Freund: »Komm, Otto, es ist noch früh am Abend. Lass uns einen Spaziergang durch die Stadt machen, um diese zu besichtigen. Danach wollen wir die Kneipe des deutschen Turnvereins zu ermitteln suchen, dort ein Glas Lagerbier trinken und Bekanntschaften anknüpfen, welche möglicherweise zu einer Anstellung oder Beschäftigung führen können, denn es ist nachgerade die höchste Zeit, dass wir daran denken, ein wenig Geld zu verdienen.«

»Ist mir ganz recht, Max«, meinte Otto, »und vielleicht gelingt es uns hier besser als in New York, Buffalo und Cleveland.«

2

Es ist eine schöne Eigenschaft der Deutschen in Amerika, dass sie so treu zusammenhalten und in ihren Turn- und Gesangsvereinen und Freimaurerlogen deutsche Gesinnung und Gesittung und deutsches Wesen emsig pflegen und sich der neu ankommenden Landsleute freundlich und hilfreich annehmen. Auch

Max und Otto erfuhren dies, als sie endlich das Lokal des deutschen Turnvereins erfragt und daselbst eine Anzahl junger Landsleute aus allen Gauen Deutschlands gefunden hatten. Man bestürmte sie mit Fragen über die Zustände in der lieben alten deutschen Heimat und über ihre eigenen Absichten und Aussichten in Amerika und war freigebig mit Ratschlägen und Anerbietungen von Hilfe und Fürsprache, als die beiden Ankömmlinge gestanden, dass sie vor allem ein Unterkommen suchten. Allein, ein solches zu finden, hatte bei beiden seine großen Schwierigkeiten. Max hatte gar keinen Beruf, denn er hatte bisher nur die polytechnische Schule in K. besucht und sich noch für kein besonderes Fach entschieden, Otto aber hatte kaum seine Lehrzeit in einem Handelshaus verlassen. Da war denn guter Rat teuer, ein Unterkommen für sie zu finden, denn die Geschäfte gingen augenblicklich flau, und man bedurfte keiner kaufmännischen Kommis, und für berufslose junge Leute waren die Aussichten noch schlechter.

Ja, wenn die beiden jungen Deutschen irgendein Handwerk erlernt gehabt hätten, wäre bald Rat für sie zu schaffen gewesen, denn geschickte Handwerker waren im Westen immer gesucht. Aber für Max und Otto waren die Aussichten sehr trübe.

Allein Max ließ sich dadurch nicht entmutigen.

»Liebe Freunde und Landsleute«, sagte er zu den Turnern, welche ihn so freundlich aufgenommen hatten, »Ihr müsst nicht wännen, dass ich Amerika für ein Schlaraffenland gehalten habe, wo einem die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Ich weiß, dass man hier arbeiten und tüchtig arbeiten muss, um sein Fortkommen zu finden, und ich werde mich keiner Arbeit schämen. Ich habe etwas Tüchtiges gelernt und kann noch jeden Beruf ergreifen. Ich will zunächst erst Land und Leute kennen, und wenn ich auch nur das nackte Leben durchschlage. Ich werde jede Beschäftigung annehmen, ich werde mich zum Hausknecht, zum Schulmeister, zum Kellner, zum Schiffszieher hergeben, wenn es sein muss. Ich will Buchdrucker, Gärtner, Feldmesser,

Mechaniker werden, was es immer sein mag, und jeder Empfehlung Ehre machen, denn nur durch redliche Arbeit kann und will ich mir meinen Unterhalt sichern, und meinem Freund Hallmayer geht es ganz ebenso. Ich bitte euch alle, besinnt euch, ob ihr mir irgendein Unterkommen verschaffen könnt, und ich werde euer Vertrauen zu rechtfertigen suchen. Wir werden einige Tage hier bleiben und einstweilen bemüht euch einigermaßen um unsertwillen. Sei es, was es wolle, wenn es nur eine ehrliche Hantierung ist, so soll sie uns willkommen sein.«

»Nun denn, ich sehe, ihr seid wackere Jungen, und wir wollen unser Möglichstes für euch tun,« entgegnete ihnen der Sprecher der Turmgemeinde und lud sie ein, am folgenden Abend wieder im Lokal zu erscheinen.

Es war nahezu Mitternacht, als Max und Otto, der besten Hoffnung voll, endlich ein Unterkommen zu finden, sich auf den Heimweg machten und einer der Turner ihnen den Weg zum Kontinental-Hotel zeigte. Sie waren jedoch erst einige Straßen weit gekommen, als ein wilder Lärm entstand und Feuerspritzen und Wagen mit Feuerwehrleuten an ihnen vorübereilten und der unheimliche Ruf. »Feuer! Feuer!« durch die Nacht erscholl.

»Wo brennt es denn?«, fragte der Turner einen der Polizeileute an der Straße.

»Im Kontinental-Hotel«, war die Antwort.

Und nun liefen die drei jungen Leute aus Leibeskräften zum Hotel, vor welchem sich bereits eine zahlreiche Menschenmenge zusammenscharte und die Feuerspritzen sich aufstellten.

Max und Otto verabschiedeten sich rasch von ihrem Begleiter und drangen mit den Feuerwehrleuten ins Hotel. Der Brand war in einem Seitenflügel ausgebrochen und drohte ernst zu werden. Eine Anzahl der Gäste, welche im Hotel wohnte, kam in kopflöser Bestürzung, und viele nur halb bekleidet, die Treppen herab. Einige hatten ganz den Kopf verloren, andere nur das nächste Beste aufgerafft, so hatte einer nur zwei Haarbürsten in der Hand, welche er mitgenommen hatte. Max und Otto stürmten

die Treppe hinauf, um ihre Schlafzimmer zu erreichen, und sahen schon den dicken Rauch durch die Gänge und Korridore drängen, aber glücklich erreichten sie noch ihre Zimmer, rafften eiligst ihre Habseligkeiten zusammen und trugen sie hinunter. Als sie die breite Treppe hinabeilten, sahen sie noch immer Gäste und Hausgenossen, welche durch den jähen Lärm aus dem ersten Schlaf geweckt worden waren, erschrocken und eilig flüchteten und sahen, wie ein riesengroßer Yankee, nur halb bekleidet und seinen Handkoffer und ein Pack Kleider auf der Schulter, in kopfloser Eile, drei oder vier Treppenstufen auf einmal nehmend, die Treppe hinuntersprang und bei einer Biegung derselben gegen einen älteren Herrn anrannte, der eiligst die Treppe heraufkam. Der Zusammenstoß der beiden war so hart, dass der ältere Herr niedergerannt und die Treppe hinabgeschleudert wurde und mit der Schläfe so hart gegen das durchbrochene, bronzene Treppengeländer stieß, dass er aus einer tiefen Wunde blutete und regungslos, mit dem Kopf nach unten, auf den Marmorstufen liegen blieb.

Von Schreck und Mitleid getrieben, blieb Otto stehen und beugte sich zu dem Verwundeten hinab.

»Barmherziger Gott, es ist Herr Howard!«, stammelte er, »Max, Max, um Himmels willen, hilf! Wir können den armen Mann hier nicht liegen lassen!«, rief er dem Freund zu.

Dieser kehrte um, und mit vereinten Kräften schleppten beide den Verwundeten hinunter in die große Halle, wo bereits die Offiziere der Feuerleute mit den Ärzten und der Rettungsmannschaft sich eingefunden hatten, ihre Befehle gaben und dem panischen Schrecken Einhalt zu tun suchten, weil das Löschen bereits im vollen Gang und für die Besonnenen keine Gefahr mehr vorhanden sei, da das Feuer auf seinen Herd beschränkt werde.

Beim Anblick des Verwundeten hatten sich sogleich zwei Ärzte der Feuerleute daran gemacht, Herrn Howards Wunde zu untersuchen und zu verbinden und ihn mit starken Riechmitteln wieder zum Bewusstsein zu bringen.

»Clarissa! Clarissa! Wo ist mein Enkelkind? Wo ist das arme Kind?« waren die ersten Worte, welche Herr Howard ausstieß, als er wieder einigermaßen zur Besinnung gekommen war und sich verstört und erstaunt im Kreis umsah.

»Das Kind! Ja, das Kind!«, rief Otto erschreckend, denn er begriff instinktmäßig die Sachlage, und alles liegen und stehen lassend, stürmte er die Treppe wieder hinauf, erreichte glücklich das dritte Stockwerk, riss einem der kopflos umherlaufenden schwarzen Kellner die brennende Kerze aus der Hand und suchte das Zimmer, in welches er am Abend Herrn Howard hatte treten sehen. Die Tür war verschlossen, aber Otto sprang mit beiden Füßen dagegen, sprengte sie, trat hinein und sah sich in einem sehr eleganten Sitting room (Wohnzimmer), an welches rechts und links je ein kleines Schlafzimmer stieß. Aus einem derselben erscholl das krampfhaftes Weinen des Kindes. Unter dem Ruf »Clarissa! Clarissa!« drang Otto hinein, ergriff das Kind, hüllte es in Bettdecken und brachte es glücklich herunter, wo er es dem Großvater in die Arme legte. Herr Howard drückte die erschrockene Kleine mit einem Freudenschrei an sich, und das Kind schmiegte sich zärtlich und Hilfe heischend an ihn, denn es war über dem hastigen Rettungsversuch erschrocken und hatte sich vor dem fremden Retter gefürchtet.

»Dank, tausend Dank!« war alles, was Herr Howard stammeln konnte, indem er Otto die Hand reichte. Dann aber stand er auf und sah sich gleichsam nach jemandem um, dem er das Kind übergeben könne, denn eine wilde Unruhe schien ihn umzutreiben.

»Was wollen Sie, Herr? Vermissen Sie noch eins Ihrer Angehörigen?«, fragte ihn der Arzt, welcher ihn verbunden hatte.

»Mitnichten!«, stammelte Herr Howard und griff sich an den schmerzenden, schwindelnden Kopf, »nein, ich habe ja meine Enkelin wieder ... aber ich muss hinauf, in mein Zimmer, mein Reiseschreibpult zu holen, welches wichtige Papiere enthält, Papiere, welche für mich von unersetzlichem Wert sind ... Mein

Pult, mein Pult! Ich muss es haben, muss es retten! Es darf nicht verbrennen!«, schrie er in wahrer Seelenangst.

»Lieber Herr, Sie können und dürfen nicht danach gehen!«, erwiderte der Arzt, seinen Arm ergreifend, und hielt ihn zurück. »Wie wichtig auch die Papiere sein mögen, so können sie doch nicht in Betracht kommen gegenüber von Ihrem Leben, das Sie nutzlos aufs Spiel setzen wollen! Sie wanken ja und sind noch halb ohnmächtig von Ihrer Verwundung. Sie können nicht gegen den Rauch und Qualm und die Dunkelheit ankämpfen! Sie müssen hierbleiben!«

»Bah, ich muss mein Pult holen!«, rief Howard hartnäckig. »Das Leben und die Wohlfahrt von Hunderten von Menschen hängen daran! Ich muss, ich muss!«

»Bleiben Sie, Herr Howard, ich will das Schreibpult holen, ich habe es ja in Ihren Armen gesehen«, sagte Otto, »Sie sollen sich keiner unnötigen Gefahr aussetzen. Denken Sie an das arme Kind hier, welches Ihrer nicht entbehren kann ...«

»Wie, Herr, Sie wollen?«

»Ja, Herr Howard, ich werde Ihnen das Pult bringen!«, sagte Otto, aber Max hielt ihn zurück.

»Bleib' Otto, diesmal ist die Reihe an mir, denn ich will mich nicht durch dich beschämen lassen!«, sagte Max entschlossen und reichte Otto seinen Reisesack zum Aufbewahren. »Ich habe das Pültchen ja ebenfalls in den Händen des Herrn gesehen und werde es finden ...«

»In dem Schlafzimmer links auf dem Waschtisch!«, sagte Otto, und Max eilte die Treppe hinauf, ohne auf weitere Instruktionen zu warten.

In den obersten Stockwerken hatte ein voreiliger Kellner das Gas abgedreht, obwohl noch nicht alle Bewohner die dortigen Räume verlassen hatten und man das Geschrei der dort noch Herumrennenden und nach der Treppe Suchenden hörte. Max Becker aber stieg keck und entschlossen die Treppe hinauf, fand das Zimmer, welches Herr Howard innegehabt hatte. Mittels der

brennenden Kerze, welche Otto auf dem Tisch hatte stehen lassen, dem kleinen lederüberzogenen Schreibpult und den Handkoffer Howards kehrte er ins Erdgeschoss zurück, wo die geflüchteten Gäste des Hotels sich in der Halle und in den anstoßenden wimmern ratlos und erschrocken durcheinander drängten wie eine Schafherde beim Gewitter.

Herr Howard nahm mit der größten Freude und Dankbarkeit sein Eigentum in Empfang und drückte Max innig die Hand. Dann aber folgte er dem Arzt, welcher die in eine Bettdecke eingeschlagene Clarissa in eins der Zimmer des Erdgeschosses trug und auf einem kleinen Sofa niederlegte.

»Bleiben Sie einstweilen mit dem Kind hier, mein Herr«, sagte der Arzt mit einer Bestimmtheit, welche Gehorsam heischte.

»Hier sind Sie fern des Gedränges und Lärmes und werden in jeder Hinsicht sicher sein, denn die Feuerwehrleute versichern mir, dass der Brand nahezu gelöscht und keine Gefahr mehr vorhanden ist. Das Feuer ist in dem hydraulischen Aufzug des Seitenflügels ausgebrochen, aber auf seinen Herd beschränkt worden und nahezu gedämpft. Binnen kurzer Zeit werden wohl die meisten Gäste ihre Zimmer wieder beziehen können.«

Und so war es auch. Der Schein der Gefahr und der Schrecken waren drohender gewesen als die wirkliche Gefahr, und dem schneidigen und energischen Eingreifen der Feuerwehr hatte man es zu danken, dass nach zwei Stunden der Brand vollständig gelöscht und der Rauch verzogen war und die Gäste des Kontinental-Hotels in den vom Feuer unversehrt gebliebenen Teilen ihre Zimmer wieder beziehen und die gestörte Nachtruhe nachholen konnten. Freilich waren manche Zimmer schon von der Rettungsmannschaft der Feuerwehrleute ausgerüstet und das Gepäck der Bewohner entfernt worden sei. Allein man versicherte diesen, dass alles sichergestellte Eigentum zum Stadthaus gebracht worden sei und dort bewacht werde, und dass sie am anderen Morgen dort wieder abholen könnten. Und während nun die Gäste den versäumten Schlaf mehr oder weniger ruhig

wieder einzuholen suchten, brachten die Leute mit echt amerikanischer Entschlossenheit und Tatkraft das ganze Hotel wieder so gut als möglich in die Reihe, damit der Betrieb am anderen Morgen so wenig als möglich gestört erscheinen möge.

3

Mit dem glücklichen Vorrecht der Gesundheit und Jugend und im Bewusstsein ihrer guten Tat hatten Max und Otto tief in den Morgen hineingeschlafen und zum Teil noch von dem Schrecken der Nacht geträumt. Als sie kaum aufgestanden waren, brachte ihnen der schwarze Kellner eine Visitenkarte, worauf zu lesen war: Mr. Marll, J. Howard von der North West Company.

Herr Howard hatte sie schon in aller Frühe aufsuchen wollen, um sich bei ihnen zu bedanken, und ließ ihnen nun sagen, dass er sie im Frühstückssalon erwarte. Als sie diesen betraten, kam er ihnen auch sogleich freundlich entgegen, um sie zu begrüßen. Er war bleich und angegriffen und hatte noch den Kopf verbunden, war aber sonst heiter und gefasst.

»Sie haben mir heute Nacht solch wichtige Dienste erwiesen, meine jungen Herren, dass ich Ihnen nicht genug danken kann«, sagte Herr Howard und drückte ihnen mit Wärme die Hand.

»Denken Sie nicht gering von mir, weil Sie mich ängstlich und verzagt sahen und ich Mangel an Geistesgegenwart verriet. Aber der Schrecken über die Gefahr und die Besorgnis um mein Enkelkind raubten mir die klare Besonnenheit, und der Sturz auf der Treppe trübte mir die Klarheit des Geistes. Und so verlor ich Sie im Wirrwarr der vergangenen Nacht aus den Augen und kann Ihnen nun erst meinen herzlichen, tief gefühlten Dank aussprechen. Sie sind mir nicht unbekannt, meine jungen Freunde, und doch kann ich mich nicht sogleich entsinnen, wo wir uns schon gesehen haben.«

»Wir sind zusammen auf der *Hermann* herübergereist, Herr Howard«, entgegnete Max bescheiden. »Sie von Southampton, wir von Bremerhaven aus, Sie in erster, wir in zweiter Kajüte.«

»Ah, richtig! Das also war es, und Sie sind beide junge Deutsche?«

»So ist es, Herr Howard! Wir sind zwei junge deutsche Einwanderer«, erwiderte Otto. »Wir verloren Sie vor fünf Wochen, als wir in New York landeten, aus den Augen und waren angenehm überrascht, als wir Sie gestern in Grand Haven an Bord der *Abraham Lincoln* wiedersahen.«

»Sie kennen meinen Namen, machen Sie mich nun auch mit den Ihren bekannt, denn es gereicht mir zu besonderer Freude, ein paar solch wackere Jungen kennengelernt zu haben«, sagte Herr Howard. »Es würde mir das größte Vergnügen machen, wenn ich Ihnen irgendwie nützen und Ihnen meine Dankbarkeit werktätig beweisen könnte. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen!«

»Mein Name ist Max Becker«, hob dieser an, »ich bin der Sohn eines niederen Beamten in einem süddeutschen Staat, hatte mich zum Studium des Berg- und Hüttenwesens bestimmt und schon beinahe zwei Jahre die polytechnische Schule meiner Vaterstadt besucht, als vor einigen Monaten mein guter Vater starb und mir kein Vermögen hinterließ. Da hatte es mit meinen Zukunftsplänen ein Ende. Ich besaß die Mittel nicht mehr, meine Studien fortzusetzen, fand keine Gönner und Freunde, welche mich zu unterstützen vermocht hätten, und entschloss mich nun, mit dem kleinen Erbe, welches mein guter Vater mir hinterlassen hatte, nach Amerika zu gehen, um hier mein Heil zu versuchen. Denn da ich nun einen Beruf ergreifen und ein Handwerk erlernen muss, so glaube ich das hier in den Vereinigten Staaten ebenso gut zu können wie in der alten Heimat.«

»Und Sie haben nun einen solchen Beruf gefunden, Herr Becker?«, fragte Howard.

»Leider bis jetzt noch nicht«, versetzte Max. »Ich habe mir in New York die größte Mühe gegeben, ein Unterkommen zu fin-

den. Allein dort ist das Angebot an Arbeitskräften zu groß, und ich fand auf meine Schulzeugnisse hin keinerlei Beschäftigung. Da beschloss mein Freund Otto Hallmayer hier, den ich schon auf der Überfahrt kennengelernt hatte und dem das Glück ebenfalls in New York nicht lächeln wollte, in den Westen zu gehen, wo redlicher Fleiß sich eher lohnen und für junge Einwanderer sich eher ein Unterkommen finden soll.«

»Und Sie sind auch berufslos, auch Polytechniker, mein junger Freund?«, fragte Howard nun Otto.

»Mitnichten, Herr, ich bin Kaufmann, habe meine Lehrzeit in einem Drogeriegeschäft vollendet, aber keine Stelle finden können, weil der Andrang von jungen Kommis zu groß ist«, entgegnete Otto. »Ich bin der Sohn einer armen Witwe, welche noch für drei junge Kinder und deren Erziehung zu sorgen hat. Weil ich nun meiner guten Mutter nicht auf der Tasche liegen und auf unbestimmte Zeit die Beine unter den Tisch stecken wollte und weil ich es vermeiden möchte, ein paar Jahre lang als Soldat meinem Beruf entzogen zu werden (denn noch vor kurzer Zeit, vor der Einführung der neuen deutschen Heeresverfassung, wäre ich, als der einzige Sohn einer Witwe vom Militärdienst befreit gewesen), so habe ich von einem meiner Paten mir ein paar Hundert Gulden auf künftige Wiedererstattung geborgt und bin ausgewandert, um mir in Amerika ein Unterkommen zu suchen.«

»Und Sie finden es nun nicht so leicht, wie Sie es sich gedacht haben, hier Ihr Glück zu machen, nicht wahr?«

»Ja, nun«, meinte Max, »aller Anfang ist schwer, aber wenn man die ehrliche Absicht hat, sich durch Fleiß und Rührigkeit fortzubringen, so wird es einem mit Zeit und Weile auch gelingen. Wo der Wille vorhanden ist, da findet sich auch der Weg.«

»Sehr richtig, und haben Sie sich schon in Milwaukee nach einem Unterkommen umgesehen?«, fragte Howard.

Die beiden Jünglinge erzählten ihm offen, was für Schritte sie seither getan hatten, und äußerten die Absicht, falls sie in Milwaukee keine Stellen finden, nach Chicago zu gehen und dort

ihr Heil zu versuchen. Howard hegte für die beiden frischen und eifrigen jungen Leute ein aufrichtiges Wohlgefallen und bedauerte daher um so mehr, dass er hier nur wenig für sie tun könne, da er nur wenige Bekannte in Milwaukee habe.

»Ich bin ein sogenannter Trader oder Oberbeamter der North West Company und habe meinen Wohnsitz im fernen Westen, im Staat Oregon, an den Küsten des Stillen Ozeans«, sagte er. »Ich bin ein Schotte von Geburt und war jüngst in meiner Heimat, um Familienangelegenheiten zu erledigen und meinen Geburtsort vielleicht zum letzten Mal zu sehen. Auf der Rückreise zu der neuen Heimat verweilte ich einige Wochen bei einer meiner Töchter, welche als Witwe in Ithaka im Staat New York lebte. Meine gute Grace starb in meinen Armen, und ich bringe nun ihr Kind mit mir nach Hause zurück zu meiner wackeren Gattin. Die arme Waise muss nun mit mir die ungeheure weite Reise über die Felsengebirge bis nach Oregon machen, und ich muss mich beeilen, diese Reise zu beschleunigen, ehe die Herbststürme und die Winterfröste eintreffen. Und so fehlt es mir sogar an Zeit, etwas für Sie zu tun, meine jungen Freunde, der ich Ihnen für Ihre Unterstützung zu so großem Dank verbunden bin. Allein, was in meinen Kräften steht, das werde ich gern für Sie tun, und ich könnte Ihnen einen Vorschlag machen, welcher vielleicht nicht glänzend aussieht, aber Ihnen mit der Zeit eine lebenslange Versorgung verschaffen könnte.«

Und nun setzte er ihnen auseinander, dass er geneigt und imstande wäre, sie für die North West Company zu engagieren, wo sie allerdings erst als gewöhnliche Arbeiter, Ruderer oder Lehrlinge eintreten müssten, und monatlich ein Gehalt von 15 Dollar neben freier Verpflegung und einer Ausrüstung, bestehend in einer Wolldecke, einem Wollhemd und ein paar Beinkleidern, bekommen und sich nun hier für eine einzige Expedition oder Fahrt von fünf bis sieben Monaten zu verpflichten brauchten. Hätten sie dann aber eine oder zwei Fahrten mitgemacht, zur Zufriedenheit gedient und sich einige Erfahrungen gesammelt,

dann könnten sie sogenannte »Vormänner« oder »Steuerleute« mit höherem Gehalt und später sogenannte »Führer« werden, welche einen Gehalt von 30 bis 40 Dollar pro Monat neben Verpflegung und Ausrüstung genossen, und nach jeder Fahrt diesen Beruf wieder aufgeben könnten. Würden sie dagegen sich sogleich zu einem längeren Dienst in der Company verbindlich machen, auf drei, fünf oder sieben Jahre, so könnten sie als Lehrlinge mit dem Gehalt von Ruderern eintreten, würden nach Ersthaltung ihrer Lehrzeit »Clerks« oder Schreiber, dann nach erwiesener Tätigkeit »Partner« oder Kommis mit Gewinnanteil und mit der Erlaubnis, auf eigene Rechnung nebenher Tauschhandel zu treiben, worauf sie nach einer Reihe von Fahren in die Klasse der »Traders« oder Postenbeamten und der »Chieftaders« oder Oberbeamten eingereiht werden würden und dann auf Lebenszeit versorgt seien, indem sie sogar, wenn nicht mehr diensttauglich, Ruhegehälter bekämen, welche sie in den Stand setzten, irgendwo auf dem Saum der zivilisierten Welt oder in einem neuen Staat der Union oder in Kanada ein sorgenfreies, behagliches Dasein zu führen, wie so viele der früheren Beamten der North West Company es tun.

Max und Otto hörten Herrn Howard aufmerksam zu, denn sein Vorschlag gefiel ihnen nicht übel.

Dieser meinte schließlich: »Ich will nicht in Sie dringen, dass Sie diesen Beruf ergreifen. Ich will Ihnen nicht vorhalten, dass dieser ein harter und beschwerlicher ist und Sie verurteilt, den größten Teil Ihres Lebens in der Wildnis und im Verkehr mit Indianerstämmen und fern von allen Behaglichkeiten der Zivilisation hinzubringen, dass Sie auf Ihren eigenen freien Willen verzichten und sich den Interessen und Satzungen der Company und den Erfordernissen des Augenblicks ganz unterordnen müssen. Allein, dieser Beruf hat auch seine Reize und Vorteile. Das Leben in einer neuen fremden, großartigen Natur, wo der Mann ganz auf sich selbst gestellt ist, eine große Unabhängigkeit und mannhafte Beschäftigung und das Bewusstsein, dass man im

Dienste der Menschheit die ersten Spuren der Zivilisation in ferne Länder und Zonen trägt und der Kultur neue Gebiete erschließt, denn der Handel ist so der mächtigste Pfadfinder der Zivilisation. Ich kann Ihnen keine außerordentlichen Erfolge und kein glänzendes Weltglück versprechen, meine jungen Freunde, denn Ihre ganze Zukunft müssen Sie Ihrer eigenen Brauchbarkeit und Tüchtigkeit verdanken. Aber ich kann Sie wenigstens meines besten Willens versichern, Ihnen diesen Beruf zu eröffnen und angenehm zu machen, dessen Angehörige eine Klasse achtbarer, rechtschaffener und frommer Männer sind, welche getreulich zusammenhalten und einander in allen Lebenslagen unterstützen.«

Das leuchtete den beiden jungen Leuten sehr ein, zumal das Abenteuerliche und Wechselvolle dieses Berufs ihrer jugendlichen Einbildungskraft als besonders anziehend und lohnend erschien. Sie wären geneigt gewesen, sich sogleich anwerben zu lassen. Allein Herr Howard meinte, sie sollten sich nicht übereilen und einen solch entscheidenden Schritt noch reiflich überlegen.

»Ich habe hier noch verschiedene Einkäufe und Geschäfte zu besorgen und bleibe noch heute und vielleicht auch einen Teil des morgenden Tages hier, bevor ich in den Westen aufbreche«, sagte er. »Da haben Sie noch einige Bedenkzeit, um sich über Ihren Schritt klar zu machen. Jedenfalls werden Sie mir das Vergnügen machen, heute Abend meine Gäste zu sein.«

Damit trennte man sich, und die beiden jungen Deutschen schickten sich an, Milwaukee und seine Sehenswürdigkeiten zu besichtigen und sich beim Agenten der deutschen Gesellschaft nach der Möglichkeit eines Unterkommens zu erkundigen. Aber es gab weder für Otto noch für den berufslosen Max Beschäftigung, und sie mussten von dem Agenten ebenfalls hören: »Ja, wenn Sie irgendein Handwerk verständen, wenn Sie Bäcker, Bierbrauer, Schreiner, Schmiede, Tuchmacher und dergleichen wären, so fänden Sie Arbeit genug. So aber müssen Sie eben in

Gottes Namen sich mit der ersten besten mechanischen Beschäftigung versuchen oder eine Lehrstelle bei einem Gewerbsmann annehmen.«

Als der Abend kam, hatten sie noch immer nichts Passendes gefunden, und der Vorschlag Howards leuchtete ihnen daher sehr ein. Bei der Rückkehr ins Hotel empfing sie Herr Howard, und sie speisten mit ihm apart und verbrachten einen angenehmen Abend, denn er erzählte ihnen von seinen eigenen Erlebnissen und seinem Beruf und verhehlte ihnen auch keine der Schattenseiten jenes wilden Lebens, sondern bat sie, ihren Entschluss noch bis zum Morgen zu verschieben. Sie trennten sich erst ziemlich spät, um ihre Schlafzimmer aufzusuchen, allein die beiden jungen Leute, auf welche Herr Howard einen immer vertrauenerweckenderen Eindruck gemacht hatte, konnten vor Aufregung noch lange nicht einschlafen und wälzten sich unruhig im Bett.

»Max, ich glaube, du bist noch immer wach?«, hob endlich Otto an, als es bereits auf Morgen ging. »Es scheint, die Sache lässt dich auch nicht schlafen?«

»Ja, so ist es, Otto«, versetzte Max, »aber mein Entschluss ist gefasst. Ich gehe mit Herrn Howard. Sind die Aussichten auch nicht glänzend, welche sich uns eröffnen, so sag' ich mir eben mit unserem süddeutschen Sprichwort: ›Lieber eine Laus im Kraut als gar kein Fleisch!‹ Es ist doch ein Unterkommen und eine Arbeit anstatt des erschlaffenden Müßiggangs. Und wozu bist du entschlossen?«

»Ich werde ebenfalls mitgehen, Max«, sagte Otto. »Ich habe mir es überlegt. Da hinten im Westen können wir bei unseren einfachen Bedürfnissen wenig Geld verbrauchen und einen Teil unseres Gehalts sparen. Und wenn ich dann meiner guten Mutter alljährlich nur einhundert Dollar schicken kann, so ist es für sie schon eine Hilfe. Ich will also in Gottes Namen versuchen und eine ehrliche Probe bestehen. Glückt sie, dann wohl und gut. Glückt sie nicht, dann sind wir ja der North West Company nicht

auf die Ehr' gegeben und haben wenigstens Erfahrungen gesammelt und den Hinweg kostenfrei gemacht.«

»Gut gesagt, Otto - gesprochen wie ein Buch!«, versetzte Max, »also abgemacht. Wohlauf nach Westen! - Und nun lass uns in Gottes Namen noch ein paar Stündchen schlafen!«

4

Einige Tage später fuhren die beiden jungen Deutschen mit Herrn Howard und der kleinen Clarissa auf der Eisenbahn wohlgenut und der besten Hoffnungen voll dem fernen Westen zu. Max und Otto hatten sich auf drei Jahre als Lehrlinge verdingt und ihr Handgeld und ihre Ausrüstung empfangen, welche in einer dicken groben Wolldecke, zwei Wollhemden und einem Beinkleid bestand. Ihre zivilisierten Kleider und den größten Teil ihrer Wäsche hatten sie, wenn auch mit blutendem Herzen, verkauft, weil das ja noch eine Ausstattung aus dem Elternhaus war, woran sich so viele zärtliche Erinnerungen knüpften. Allein Herr Howard hatte sie darauf aufmerksam gemacht, dass sie eine furchtbar weite Reise vor sich hätten, wo ihnen ein schweres Gepäck ebenso zur Last, als in ihrem gegenwärtigen Beruf überflüssig wäre, und so hatten sie sich auf das Allernotwendigste beschränkt, was jeder in einem Reisesack tragen konnte. Dafür hatte sich Max eine Büchse, Otto eine leichte Doppelflinte gekauft, wozu ihnen Herr Howard geraten hatte, da diese Gewehre hier in Milwaukee oder Chicago noch billiger und besser zu bekommen seien, als im Westen, und da es nichts schaden könne, wenn sie bewaffnet seien. Dann waren sie per Dampfschiff nach Chicago gefahren und hatten dort die Eisenbahn bestiegen, welche sie über Davenport nach Omaha brachte. Zu jener Zeit war die Pazifik-Eisenbahn noch nicht erbaut und in der Nähe von Omaha der Endpunkt der Eisenbahnverbindung, denn von hier

führte nur noch eine kurze Bahnstrecke über die Hochebene, welche den Missouri-Strom vom Platte River oder Nebraskafluss scheidet. In dem Städtchen Fremont am Platte River bestiegen dann unsere Reisenden eins der großen Dampfboote, welche diesen Strom befahren, an dessen linkem Ufer nun ein Teil der mittleren Pazifik-Eisenbahn viele Hundert Meilen weit hinläuft. Auf diesem Dampfboot nun legten unsere Reisenden die ganze Strecke bis nach Fort Laramie zurück und konnten sich nicht sattsehen an der eigentümlich großartigen Natur dieses mächtigen Stromes und seinen Umgebungen und an dem halbwildem Leben, welches sich in den Ansiedelungen und Anländen an den Ufern desselben zeigte, wo sie schon eine Menge Indianer und Hinterwäldler, Block- und Frame-Häuser und alle möglichen Attribute des fernen Westens fanden. Im Fort Laramie trafen sie einen Posten der North West Company und wurden hier von einem sogenannten »Führer« und acht andere in Empfang genommen, denn von hier aus ging die Reise in einem schmalen Ruderboot den Laramie hinauf zum Fort Steele. Max und Otto mussten hier ebenfalls die Ruder in die Hand nehmen und den Kahn fortarbeiten helfen. Das gab allerdings Schwielen in den Händen, führte sie aber auch gleichsam spielend in ihren künftigen Beruf ein. Die Fahrt den Laramie hinauf war eine verhältnismäßig leichte, und die großartige Einsamkeit dieser Gebirgsgegend mit ihren ernsten dunklen Wäldern und grau-braunen mächtigen Felsenhäuptern machte einen tiefen Eindruck auf die beiden jungen Deutschen, denn der Laramie River durchbricht südlich vom gleichnamigen Pik die gleichnamige Gebirgskette und bespült westlich davon die weiten hochgelegenen Laramie-Plains, ausgedehnte Ebenen, welche einst die Lieblingsjagdgründe vieler Indianerstämme waren und von Biberfängern und Jägern besucht werden. In diesen Laramie-Plains bog dann der Kahn in den Whiskey River ein, an dessen Ufern ein Posten der North West Company, Point Look out genannt, liegt. Hier fanden unsere Reisenden freundliche Aufnahme und wurden nach kurzer Rast mit

Pferden und Maultieren versehen, welche sie erst nach Fort Steele und von da auf ungebahnten Pfaden und über verschiedene Pässe hinweg nach dem alten Fort Hall am Snake River bringen sollten.

Das Leben in der Wildnis und die Lebensweise der Pelzhändler und Voyageurs hatte für Max und Otto mit der Fahrt auf dem Laramie begonnen und war folgendermaßen eingerichtet: Eine Stunde vor Tagesanbruch wurde aufgebrochen, nachdem man ein Frühstück aus Tee oder Kaffee ohne Milch und Zwieback und Pökelfleisch eingenommen hatte, und nun wurde rüstig stromaufwärts gerudert, wobei die Ruderer, teils Kanadier und Halbblütige, teils Amerikaner und Schotten, sich zuweilen mit Gesang begleiteten, um die Ruder im Takt zu erhalten. Kam man an Stromschellen, welche das Rudern erschwerten, so stiegen acht Mann aus und zogen den Kahn an langen Seilen aus gedrehter Büffelhaut (Lariats) über die schwierige Strecke hinauf, während der Führer steuerte und zwei Ruderer den Kahn im Gleichgewicht hielten, dass er in der starken Strömung nicht umschlug. Herr Howard und die kleine Clarissa blieben dann immer im Kahn sitzen, als ob sie an keine Gefahr des Umschlagens dächten. Waren die Stromschellen größer oder von Felsenblöcken und Wasserstürzen gefährlich gemacht, so wurde der Kahn ans Land gezogen, seiner ganzen Ladung entledigt und auf den Schultern einiger Ruderer über den Trageplatz (Portage) so weit getragen, bis er wieder in ruhigeres Fahrwasser gesetzt werden konnte. Auch das sämtliche Gepäck, die Kochgeschirre und Lebensmittel mussten auf diese Weise über die Portage hinweggeschafft werden. War man bis Mittag gerudert, so landete man an irgendeiner passenden Stelle. Einige Bissen Zwieback und Tee wurden genossen, und die Ruderer rasteten, ihre Pfeife rauchend, ein Stündchen, worauf die Fahrt fortgesetzt wurde, bis eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, wo man an passender Stelle am Ufer ein Nachtlager suchte, den Kahn aufs Land zog, Feuer anmachte und die Hauptmahlzeit bereitete, welche aus

Pökelfleisch oder Speck, Schiffszwieback und einer dicken Suppe aus Maismehl oder Pemmikan (gedörrtem und zerstoßenem Fleisch) und Tee bestand, wozu hier und da noch Fisch oder Wildgeflügel kamen, wenn man solche gefangen oder erlegt hatte. Nach dem Essen lagerten sich die Leute plaudernd und rauchend ums Feuer, wickelten sich dann in ihre Wolldecken, streckten sich, mit den Füßen gegen das aufgeschürte Feuer gekehrt, am nackten Erdboden aus und schliefen gesund wie die Ratten. Nur für Herrn Howard und seine Enkelin wurde ein kleines Leinwandzelt aufgeschlagen, das er mitgebracht hatte. Am anderen Morgen, eine Stunde vor Tag, wurde dann die ganze Reisegesellschaft munter und schickte sich zur Weiterreise an. Ähnlich wurde es auch auf der Strecke über das Gebirge gehalten, welche Herr Howard und seine Gefährten zu Pferde zurücklegen mussten, nur mit dem Unterschied, dass sie hier nur einen Führer und einen Pferdeknecht bei sich hatten, und dass man abends, eine Stunde vor Sonnenuntergang, halt machte, um die Pferde und Maultiere noch zum Weiden auszulegen. Da es Spätsommer und die Tage schön und die Nächte noch nicht kalt waren, so gefiel dieses halb wilde Leben den beiden jungen Deutschen sehr gut, und sie achteten die Strapazen desselben nicht. Es machte ihnen vielmehr Vergnügen, abends noch entweder mit der Angel zu fischen - jeder hatte einige Angeln mit ihren Leinen um die Krone seines Filzhutes gewickelt - oder noch auf einige Wildenten oder Wildgänse zu pirschen, welche sich in der Nähe des Lagers zeigten. So erreichte man das alte Fort Hall am oberen Snake River, wo ein bedeutenderer Posten der North West Company ist, wohin die Indianer der verschiedenen Stämme aus weitem Umkreis ihre Jagdbeute an Pelzen und Fellen zum Umtausch bringen. Hier machten unsere Reisenden einen Rasttag und wurden von dem Trader, welcher dem Handelsposten der Company vorstand, sehr gastfreundlich aufgenommen und mit einem geräumigen Kahn aus Birkenrinde versehen, sowie mit zwei Rudern und einem Führer, einem halbblütigen

Kanadier, namens André Leroux, welcher schon seit nahezu dreißig Jahren im Dienste der North West Company stand und für einen der erfahrensten Wegweiser und Dolmetscher galt. Von hier aus hatten unsere Reisenden noch eine Kahnfahrt von etwa 140 geografischen Meilen den Snake River hinab und in den Columbia River hineinzumachen, auf welcher ganzen Reise sie nur einige Handelsposten oder kleine Ansiedelungen berühren sollten. Der ganze lange Weg musste zu Wasser gemacht werden durch wellenförmiges Prärieland, worin Steppe und Wald und Salbei-Prärie miteinander abwechselten, und nur nomadische Indianerstämme wie Shoshoni, Nez Percé, Wallawalla u. a. m. hausten und der Strom häufig durch Stromschellen und Wasserfälle unterbrochen war, welche mittels sogenannter Tragplätze umgangen werden mussten.

André Leroux, der Führer, war ein geübter Jäger, und da es gerade die Paarungszeit der Hirsche und herrliches Septemberwetter war, so weihte er auf der Fahrt vom alten Fort Hall bis zum Fort Boisé (von wo an der Snake River die Grenze zwischen Oregon und Idaho bildet) Max und Otto in die Geheimnisse des Weidwerks, des Fischfangs und des ganzen Waldlebens ein und hatte an ihnen gelehrige Schüler. Mancher Feisthirsch wurde auf dem Anstand oder nachts mit der Feuerpfanne erlegt, mancher prächtige armlange Lachs aus dem Wasser geholt, manches Salbei- und Präriehuhn heruntergeschossen, um den Reisenden frisches Fleisch zu liefern und die mitgebrachten Lebensmittelvorräte zu schonen. Und als die Reisegesellschaft zu dem Handelsposten bei Fort Boisé kam, wo sie Führer und Ruderer wechselten und etwa die Hälfte ihrer Kahnfahrt zurückgelegt hatten, waren Max und Otto schon so vertraut mit dieser Lebensweise und so ergriffen von dem wilden Reiz derselben, dass sie sich ganz mit dieser Berufswahl ausgesöhnt hatten.

Vom Fort Boisé an wurde die Reise etwas beschwerlicher, weil die Tage schon kürzer waren und man gleichwohl etwa 8 deutsche oder 40 englische Meilen am Tage zurücklegen wollte und

daher emsig rudern musste. Auch traf man auf dieser Strecke mehr weiße Ansiedler und mehr Indianer, denn die großen Ströme sind ja die eigentlichen Straßen in die Wildnis hinein. Aber die Indianer waren friedlich und zutunlich, denn sie wollten und durften es mit der North West Company nicht verderben, von welcher sie für einen großen Teil ihrer Lebensbedürfnisse vorwiegend abhängig waren. So war denn der Verkehr mit ihnen immer ein friedlicher, und die beiden jungen Deutschen lernten nun das Wesen und die Sitten und Gewohnheiten dieser roten Söhne der Wildnis kennen, von denen sie aber weniger erbaut waren, als sie nach den früher gelesenen Schilderungen von Cooper und anderen erwartet hatten. Mit den ersten Frösten und Schneefällen trafen unsere Reisenden in dem Handelsposten bei Celilo, an der Einmündung des Deschutes River in den Columbia, auf der nördlichen Grenze von Oregon, ein. Dies war die Station, auf welcher Herr Howard als Postenkommandant angestellt war, und welche er nun nach einer Abwesenheit von beinahe vierzehn Monaten wiedersah, auf das Herzlichste empfangen von seiner treuen Gattin und seinen Untergebenen sowie von dem seitherigen Stellvertreter, einem Kommiss der Company namens Mac Cleuch, einem Schotten von etwa dreißig Jahren, welcher mindestens die Hälfte davon im Dienste der Company verbracht und sich eine reiche Erfahrung erworben hatte. Hier rasteten nun unsere beiden jungen Abenteurer etwa eine Woche lang, um sich von den ausgestandenen Strapazen der Reise zu erholen und das Leben und den Verkehr auf einem solchen Handelsposten kennenzulernen, und genossen nun die zuvorkommendste Gastfreundschaft vonseiten der Frau Howard und des Herrn Mac Cleuch, welcher an den beiden deutschen Lehrlingen ein besonderes Wohlgefallen fand. Als ihre Rastzeit um war, begleiteten Max und Otto die Herren Howard und Mac Cleuch als Ruderer auf der Fahrt nach Vancouver, der Hauptstation am rechten Ufer des Columbia, wo sich ihr künftiges Schicksal, das heißt, ihre Verwendung entscheiden sollte. Die Hoffnung, dass sie bei

Herrn Howard bleiben dürften, welcher ihnen ein wahrhaft väterliches Wohlwollen erwies, trog jedoch, denn der Chief Trader oder Oberbeamte, welcher in Vancouver zu befehlen hatte, musste sie zu anderen Expeditionen verwenden, da in diesem Bezirk augenblicklich Mangel an tüchtigen Lehrlingen war. Doch wurden sie durch Herrn Howard dem Oberbeamten so dringend empfohlen, dass sie beide zu wichtigeren Dienstleistungen ausesehen wurden. Max wurde ins Washingtonterritorium auf einen fernem Posten geschickt, wo er den Bau eines neuen Forts überwachen sollte. Otto wurde einer Station an der Küste des Stillen Ozeans zugeteilt, wo seine kaufmännischen Kenntnisse besser zu verwerthen waren. So mussten die beiden jungen Freunde sich voneinander und von Herrn Howard trennen, an welchem sie so anhänglich gewesen waren. Dieser Abschied fiel ihnen allen sehr schwer.

5

Seither waren mehr als drei Jahre vergangen und die Lehrzeit der beiden jungen Deutschen glücklich und mit solchem Erfolg überstanden, dass sie zu Clerks oder Kommis vorgerückt waren. Max und Otto hatten seither große Reisen in ihrem Beruf gemacht und sich alle Geheimnisse und Feinheiten desselben angeeignet. Das raue, halb wilde Leben hatte sie körperlich und geistig gereift, und sie hatten ihren Beruf so lieb gewonnen, dass sie ihn nicht mehr aufgeben wollten. Sie waren nun kräftige, kühne, energische und strebsame junge Männer und durften einer gesicherten, bescheidenen Zukunft entgegensehen. Otto hatte seiner teuren Mutter den größten Teil seines Verdienstes geschickt, damit sie seinen jüngeren Geschwistern eine gute Erziehung geben und sorgenfrei leben könne. Der mehr abenteuerlustige Max hatte seinem Paten auch das vorgeschossene Reisegeld heimzube-

zahlen vermocht und fühlte sich in seinen neuen Verhältnissen ganz heimisch. Die beiden jungen Freunde teilten einander hier und da in Briefen ihre Schicksale, Erlebnisse und Gedanken mit, was beiden zu großem Vergnügen gereichte. Es war wieder Frühling, und der Schnee und das Eis von Wald und Prärie und den Flüssen gewichen. Das erste kleine Geschwader von Kähnen, welches die Verbindung zwischen den einzelnen Stationen der Company unterhielt, war in Cowlitz House, Washington, wo Otto damals stationiert war, angekommen und hatte ihm einen Brief von Herrn Howard gebracht, welcher ihm darin anzeigte, dass er nun Chief Trader geworden sei, den Posten in Vancouver übernommen und Otto zu einer neuen Station am Catsopfluss, einem Zufluss des Columbiastromes im Norden der großen Columbiaebene, bestimmt habe, wo ein Posten zum Tauschhandel mit den Indianern des Gebirges eröffnet werden solle, und dass er sich in kürzester Frist in Vancouver einzufinden habe, um an seinen neuen Bestimmungsort abzugehen.

Otto war darüber hoch erfreut und dankbar, denn der Jugend ist ja nichts willkommener als Abwechslung, und er stellte sich wenige Tage darauf in Vancouver seinem väterlichen Freunde Howard vor, um sich bei ihm zu bedanken und seinen neuen Posten anzutreten. Es war ein höchst erhebendes Wiedersehen und Zusammenleben für einige Tage, während deren Herr Howard ihm seine Instruktionen mitteilte und guten Rat jeder Art gab. Dann wurden einige Kähne mit Waren und Lebensbedürfnissen aller Art beladen, und nach einem herzlichen Abschied von Howard, dessen Gattin und Clarissa ging Otto mit seinem Zuge, unter Führung eines erfahrenen Waldläufers, zu dem Catsoptal ab und legte nach einer Reise von etwa zehn Tagen und nach manchen bestandenen Gefahren eines Nachmittags in einem schönen, von waldigen und felsigen Bergen umschlossenen Tal an der Stelle an, wo der erste Posten gegründet werden sollte, und auf der hohen Uferböschung bereits einige Hütten und Zelte derjenigen aufgeschlagen sah, welche zum gleichen Zweck

ihm vorausgeschickt worden waren. Im Nu wurden die Ankömmlinge von den Anwesenden mit stürmischem Jubel begrüßt. Otto sah sich zwei alten Bekannten, Max Becker und Herrn Mac Cleuch, gegenüber, welche zum gleichen Zweck hierher gesandt waren und ihn nun freudig willkommen hießen. Es war eine Überraschung, welche Herr Howard ihnen offenbar bereitet hatte.

Die beiden Freunde hatten sich nun so viel zu erzählen und mitzuteilen, dass sie nicht vom Feuer aufstanden, woran Max seinen Landsmann bewirtete, und es Herrn Mac Cleuch überließen, die mitgebrachten Waren und Vorräte einstweilen auszuladen und in eine Hütte zu verstauen, denn das künftige Fort des Postens war erst ausgesteckt und die Indianer aus der Nachbarschaft damit beschäftigt, in den umgebenden Wäldern das Holz für die Palisaden und die Blockhäuser zu schlagen. Die Leute der Company lebten einstweilen unter Zelten und Hütten von Baumästen. Aber schon am anderen Tag wurde der Bau zügig in Angriff genommen, um einstweilen einige Blockhäuser zu errichten und mit einer Verpfählung von doppelter Mannshöhe zu umgeben. Max leitete den Bau, und alle legten rührig Hand an, auch verschiedene Indianer aus der Gegend, welche man zu diesem Geschäft gedungen hatte. Eines Abends saßen Max und Otto nach dem Abendbrot plaudernd am Feuer und rauchten ihre Pfeifen, als Mac Cleuch zu ihnen trat, welcher am Tage bei den Gefällen in den Bergen und bei den Flößen am Fluss gewesen war.

»Jungens, dämpft das Feuer etwas, oder setzt euch weiter von demselben zurück, wenn Ihr eure Skalpe auf dem Kopf behalten wollt«, sagte er warnend, »ich fürchte eine Teufelei vonseiten der Rothäute.«

»Warum nicht gar?«, erwiderte Max geringschätzig, »die Indianer sind froh, wenn wir mit ihnen Frieden halten, und arbeiten ja willig für uns.«

»Nun, lehrt mich diese rothäutigen Burschen nicht erst kennen,

Becker«, sagte Mac Cleuch, »ich verkehre länger mit ihnen als Ihr und kenne ihre Tücken. Es ist ihnen so wenig zu trauen als einem Wolf, und mein Grundsatz ist aus Erfahrung: Dem Indianer die Kugel, dem Schwarzen die Peitsche, das habe ich immer bewährt gefunden. Und heute behaupte ich, die Rothäute sinnen auf einen Überfall.«

»Bah, Ihr seid ein Schwarzseher, Alex Mac Cleuch«, versetzte Max, »Ihr seid überhaupt zu streng gegen die Indianer. Mir sind sie nicht so tückisch und gefährlich vorgekommen, denn mit Umsicht, Ernst, Entschiedenheit und Freundlichkeit kann man sie leicht im Zaum halten. Was meinst du, Otto?«

»Ich bin deiner Ansicht, Max, und habe seither noch immer friedlich mit ihnen auskommen können«, sagte Otto.

»Das mag bei anderen Stämmen der Fall sein, aber nicht bei diesen verwünschten Millimacs dieser Gegend, die ein elendes, diebisches Gesindel sind, wie wir vor einigen Tagen erfahren haben, wo sie uns eine Kiste Gewehre stahlen«, erwiderte Mac Cleuch finster. »Ein Glück, dass wir die Diebe eingeholt und ihnen die Beute wieder abgejagt haben.«

»Nun ja, Alter«, sagte Max, »aber es wäre doch vielleicht klüger gewesen, Sie hätten sich damit begnügt und Ohnu, den Anführer, nicht auspeitschen lassen. Diese Demütigung verzeiht Ihnen der wilde Indianer nicht, und wenn die Millimacs sich nun an uns rächen wollen, so ist der Grund davon lediglich in dem Groll Ohnus zu suchen.«

Dies mochte richtig sein, denn Mac Cleuch wagte nicht zu widersprechen und ordnete nun an, dass die ganze Nacht hindurch umsichtig Wache gehalten werden sollte, um einem Überfall zu begegnen. Das geschah denn auch, und Mac Cleuch übernahm die erste Wache mit einigen von den Voyageurs. Nach elf Uhr wurde er von Max abgelöst, welchen alsdann gegen drei Uhr Otto ablöste. Bis dahin war alles ruhig geblieben, und Otto hoffte schon, die Befürchtung werde eine unnötige gewesen sein. Allein gegen Tagesanbruch glaubte er Geräusche im nahen Wald

zu vernehmen. Es war jedoch noch zu finster, um etwas zu sehen. Vorsichtig spannte er beide Hähne seiner Doppelflinte, kroch am Boden vorwärts und horchte. Aber alles war wieder still, und so kehrte er ans Lagerfeuer zurück. Hier sah er, wie Mac Cleuch sich von seinem Lager aufrichtete und nach seiner Büchse griff.

»Achtung!«, flüsterte er vorsichtig, »die Kälte hat mich geweckt, und ich habe das Geräusch auch gehört. Es ist die Zeit, um welche die Rothäute gewöhnlich ihre Überfälle machen. Lasst uns Becker wecken und auf unserer Hut sein!«

Max war im Nu ebenfalls munter, und alle drei lagen mit schussfertigem Gewehr am Boden und richteten die Augen gespannt auf das nahe Gebüsch. Eine bange Viertelstunde verging, und der erste fahle Lichtstreifen zeigte sich über den Gipfeln der Felsengebirge, als der Schotte einen dunklen Gegenstand unter den Bäumen bemerkte. Es war noch nicht hell genug, um Büchsenlicht zu haben, allein Mac Cleuch zog rasch die Büchse herauf, zielte und schoss aufs Geratewohl und dem Knall des Schusses folgte ein unterdrückter Schrei. In demselben Augenblick schwirrten einige Bogensehnen, und ein Dutzend Pfeile sausten daher. Einer derselben riss Max die Pelzmühe vom Kopf. Otto aber, der einen der Feinde deutlicher sah, schoss ihm eine tüchtige Ladung Schrot auf den Pelz und jagte den zweiten Schuss seiner Doppelflinte hinterher. Der Knall der Schüsse hatte das ganze Lager geweckt. Etwa dreißig Mann griffen nach ihren Gewehren und schickten sich zur Gegenwehr an, aber der Angriff blieb aus. Die Indianer riskieren nicht gern das Leben ihrer Krieger. Als die Millimacs sahen, dass die bleichen Gesichter auf ihrer Hut waren, zogen sie sich im Schutz der Dunkelheit eiligst zurück, und alles blieb ruhig. Sobald es hell genug war, untersuchten der Schotte und Otto ihren Anschuss, fanden abgeschlossene Zweige, Blutspuren und die Fährten von Mokassins am Boden, aber keinen Toten und Verwundeten. Die Indianer hatten also ihre Verwundeten mitgenommen und gerettet. Der

Bau des Forts wurde nicht weiter gestört. Einzelne Millimacs kamen hier und da, um ihre Pelze oder Tierhäute gegen Pulver, Blei, Messer, Kochtöpfe, Wolldecken und vieles mehr zu tauschen. Von einem derselben erfuhren die Weißen, dass Ohnu in seinem fernen Dorf in den Bergen krank liege an den Folgen eines Schrotschusses, welchen er erhalten hatte, und dass er geschworen habe, den Schützen umzubringen, der ihn angeschossen habe und der ihm verraten worden sei.

»Seht Ihr, Otto, wie diese roten Lumpen sind?«, sagte der Schotte, »weit entfernt, Euch zu danken, dass Ihr ihn nur angeschossen habt, trägt sich Ohnu jetzt mit Mordgedanken.«

»Ich bin gewarnt und fürchte mich nicht«, sagte Otto ruhig lächelnd, aber er war von da an auf dem Marsch als auch auf der Jagd sehr vorsichtig, denn er wusste, dass bei den Indianern auch das Gesetz der Blutrache herrscht. Im Verkehr mit denjenigen Rothäuten aber, welche friedlich zum Posten kamen, um ihre Jagdbeute umzutauschen oder sich als Arbeiter zu verdingen, war er mild, freundlich und gerecht, sodass sie mit ihm, den sie seiner blonden Haare wegen den »Gelbkopf« nannten, am liebsten verkehrten. Das Fort war vollendet, die drei Blockhäuser standen unter Dach, der Hofraum mit dicken, zehn Fuß hohen Palisaden auf einem Erdwall, mit einem Graben umgeben und mit einem starken Tor versehen. Überall waren Schießscharten angebracht. Auf der Seite zum Fluss hin, auf der Innenseite der Verpfählung, ein Gerüst angebracht, dass man mit den Büchsen das Fahrwasser des Catsop bestreichen und einem Angriff von dieser Seite her wirksam vorbeugen konnte. Max und Otto hatten ihren Bericht darüber nach Vancouver gesandt und erwarteten weitere Weisungen von Herrn Howard. Mittlerweile war es Hochsommer geworden, die Feistzeit der Hirsche. Die beiden jungen Deutschen und Mac Cleuch vertrieben sich ihre viele freie Zeit umsichtig mit der Jagd, um Wildbret zum Räuchern und Einpökeln für den Winter und zur Bereitung von Pemmikan zu bekommen. Eines Tages war Otto mit vier Voyageurs und ei-

nem Indianer auch auf die Hirschjagd gegangen und hatte ein Seitental des Catsop abgetrieben, ohne jedoch zu Schuss zu kommen. Mittag war schon vorüber, als sie aus einer Schlucht eine dünne Rauchsäule von einem Lagerfeuer aufsteigen sahen. Einer der Voyageurs meinte, das sei ein Lagerfeuer von Indianern, welche hier gejagt haben, und dies erkläre den Misserfolg ihrer eigenen Jagd. Die Leute waren jedoch hungrig und schlugen vor, die Indianer aufzusuchen und ihnen eine Hirschkeule abzukaufen oder sich bei ihnen zu Gaste zu laden. Otto ging auf diesen Vorschlag ein. Vorsichtig schlich man zu der Feuerstelle heran. Der Indianer ging als Späher voraus und meldete, dass es nur drei Rothäute seien, welche dort am Feuer ihr Mahl bereiteten. So drangen denn die Weißen vor und standen mit einem Mal nur etwa dreißig Schritte von den drei Indianern, die sie an ihrem Federschmuck für Millimacs erkannten. Die Millimacs sprangen erschrocken auf und griffen nach Pfeil und Bogen. Als sie sich aber in der Unterzahl sahen, erhoben sie die offenen Hände zum Zeichen des Friedens und riefen: »Peace, peace! Good friends! (Friede, Friede! Gute Freunde!)« Otto hing sein Gewehr über die Schulter, ging ihnen entgegen, versicherte sie in indianischer Sprache, die er etwas erlernt hatte, seiner eigenen friedlichen Absicht und lud sich mit seinen Begleitern bei ihnen zu Gast, was die Millimacs gern bewilligten. Sie hatten zwei schöne Stücke Rotwild erlegt, deren Kaldaunen und Bauchlappen sie eben brieten, weil diese den Rothäuten als besondere Leckerbissen gelten. Sogleich schnitten sie noch mehr Fleisch von ihrer Jagdbeute ab und brieten dies nebst den Zungen und Lebern der Hirsche an ihrem Kohlfeuer, um damit die ungebetenen Gäste zu bewirten, welche sich einstweilen am Feuer niedergelassen hatten. Der eine der Millimacs war ein hochgewachsener, stattlicher Mann von etwa dreißig Jahren, welcher den Gästen gegenüber eine finstere Zurückhaltung beobachtete und anfangs heimliche, böse Blicke auf Otto geheftet hatte. Als dieser Millimac sich einen Augenblick vom Feuer abgewandt hatte, flüsterte

der indianische Führer Otto zu, dieser Mann sei der gefürchtete Ohnu. Otto blieb jedoch ob dieser Nachricht ganz ruhig, stopfte nur seine Pfeife, rauchte sie an und ließ sie dann unter den Weißen und den Rothäute als Friedenspfeife kreisen. Die beiden anderen Millimacs taten arglos ein paar Züge daraus, und nur Ohnu sperrte sich einen Augenblick, das Kalumet zu rauchen. Als er aber sah, dass die Weißen ihre Gewehre nicht ablegten, so rauchte er ebenfalls. Mittlerweile hatten die Weißen ihren Schiffszwieback in Wasser eingeweicht und mit den Millimacs geteilt und bereiteten nun in einem Kochtopf derselben einen steifen Grog, wozu sie den Rum mitgebracht hatten. Als das Fleisch an den Spießen gar war, verspeisten beide Teile es gemeinsam mit dem besten Appetit und ließen sich den Grog trefflich schmecken. Nur Ohnu blieb finster, ernst und schweigsam wie ein echter Indianer.

»He, Ohnu, du kennst mich wohl nicht?«, fragte Otto ihn endlich lächelnd.

Ohnu schüttelte finster den Kopf.

»Nun denn, so wisse, dass ich der Weiße, »Gelbkopf«, bin, dem du, wie ich höre, den Tod geschworen hast, weil ich, wie die Leute sagen, dir eine Handvoll groben Schrot auf den Leib geschossen habe. Dies geschah, als du mich und meine Gefährten hinterhältig überfallen wolltest. Ich tat, was du in diesem Fall desgleichen getan hättest. Hätte ich mit der Kugel geschossen, so wärest du nun in die ewigen Jagdgründe zu deinen Vätern geschickt. Aber ich bin dein Feind nicht, solange du freundlich bist. Ich will den roten Kriegern wohl. Ich fürchte dich nicht und keinen von deinen Gefährten. Aber ich möchte Frieden zwischen den Weißen und den Rothäuten machen und die Streitaxt begraben, denn rote und weiße Männer sind die Kinder desselben großen Vaters. Du hast mich an deinem Feuer aufgenommen und bewirtet, wie ich dich und deine Leute bewirten werde, wenn du zu meinem Wigwam im Fort Catsop kommst. Wollen wir nicht Frieden machen miteinander und gute Nachbarn bleiben?«

»Ich bin nicht Ohnu, ich kenne dich nicht«, sagte Ohnu finster, »dies Kind hier heißt ›Junger Bär‹ und ist kein Feind der bleichen Gesichter.«

»Dann kannst du um so mehr mir die Hand zum Frieden reichen und die Friedenspfeife mit mir rauchen«, entgegnete Otto lächelnd und reichte ihm die offene rechte Hand und mit der linken die brennende Pfeife.

Ohnu war überlistet, musste Otto die Hand geben und wieder einige Züge aus der Pfeife tun, so schwer es ihm auch zu werden schien. Diese Unterredung, halb in indianischer Mundart, halb auf Englisch geführt, wurde von allen Zuhörern verstanden, und die beiden anderen Millimacs bemühten sich, die Weißen ihrer Freundschaft und Friedensliebe zu versichern. Otto beschenkte seine Wirte dann noch mit einem Messer und etwas Tabak, und sie schieden als gute Freunde. Ins Fort zurückgekehrt, erzählte er den Freunden sein Abenteuer.

Mac Cleuch sagte: »Lasst Euch von dieser scheinbaren Versöhnung nicht täuschen, Otto, denn Ohnu, wenn er es wirklich war, wird in seinem Hass nicht nachlassen. Eher zähmt Ihr einen Wolf und macht ihn treu und anhänglich als solch ein Stinktief von einem Indianer. Nur die Furcht vor der Übermacht zwang ihn, freundlich zu tun. Aber seid nichtsdestoweniger auf Eurer Hut vor ihm, denn er vergibt es Euch niemals, dass Ihr ihn gleichsam vor seinen Gefährten beschämt habt. Ja er verachtet Euch vielleicht, weil er Euren Edelmut nicht begreift und nur für Furcht hält.«

6

Bald darauf traf die Antwort Howards von Vancouver ein, welche den Befehl erhielt, dass Max und Otto mit etwa fünfzig Ruderern und einigen Führern und Dolmetschern in sechs Kähnen

verschiedene Handelsgüter und Lebensbedürfnisse nach Fort Bute bringen sollten, welches damals der äußerste Handelsposten der Company in dieser Richtung der Felsengebirge war. Die Kähne, deren man sich dazu bediente, waren aber nicht von Birkenrinde erbaut, wie die auf der Ostseite der Felsengebirge üblichen, sondern sogenannte Einbäume, nämlich aus einem einzigen Stamm der weißen Zeder ausgehöhlt und durch Sperrhölzer, welche oben am Rande des Kahns angebracht waren, gesprießt. Sie wurden mittels hohler Schaufelruder von etwa fünf Fuß Länge fortbewegt, und fasste jedes neun Mann und eine Last von etwa dreißig Zentnern in Waren. Max befehligte die drei vorderen, Otto die drei hinteren Boote. Der Weg, welchen sie zurückzulegen hatten, war ein weiter und mühseliger, denn der Fluss, den sie befuhren, war ein echtes Gebirgswasser voll Felsen, Wasserfällen und Stromschnellen, sodass man alle paar Stunden die Kähne ausladen und samt der ganzen Fracht über mühselige, felsige Trageplätze auf den Schultern nach einem neuen ruhigen Fahrwasser schaffen musste. Dennoch waren alle lustig und guter Dinge, denn die Gegend war trotz ihrer Wildheit und Einsamkeit schön und großartig. Die wenigen Indianer, welche man traf, benahmen sich friedfertig. Die Witterung war schön und warm, obwohl es schon September war und das Laubwerk in aller möglichen goldenen und rötlichen Färbung prangte.

Es war am dritten Tag der Fahrt, und man hatte einen großen Trageplatz erreicht, wo man auf rauhen, felsigen Waldpfaden mindestens zwei Wegstunden von Wasser zu Wasser zurückzulegen hatte. Zunächst wurden die Kähne aus dem Wasser gehoben, über den Trageplatz geschafft und am Ufer niedergelegt. Dann wurde mit dem Transport der Fracht begonnen. Zu diesem Zweck mussten sich die Reisenden in drei Gruppen aufteilen. Die eine bewachte die ausgeladenen Waren, die andere die Kähne am oberen Ende des Trageplatzes, die dritte und größte Abteilung schaffte die Fracht in Packen, deren jeder nahezu einen Zentner wog, auf ihren Schultern über den Trageplatz. Max mit

einem halben Dutzend wohlbewaffneter Männer bewachte am oberen Ende der Portage die Kähne und die herübergeschaffte Fracht. Diese war etwa zu einem Drittel schon herübergetragen, als ein Ruderer Namens Teesdale, ein alter Waldläufer, mit blutigem Kopf und aus Leibeskräften laufend bei Max erschien.

»Mordio! Mordio!«, rief er schon von Weitem, »habt acht, die Indianer sind hinter uns her! Sie haben Jacques Rollet und mich niedergeschlagen und uns unsere Packen abgenommen. Ich hatte nichts als mein Messer und musste Fersengeld geben.

Rollet ist vielleicht schon erschlagen und skalpiert, und ich hatte Mühe, meine eigene Haut zu retten, aber ich hielt es für das Beste, vorauszueilen und Alarm zu geben.«

»Und Ihr habt Euren Kameraden verlassen?«, fragte Max vorwurfsvoll.

»Ich konnte bei Gott nicht anderes«, sagte Teesdale, »er hatte einen Pfeilschuss im Knie, konnte nicht mehr gehen und forderte mich selber auf, vorauszueilen und Sie zu warnen, Herr Becker.«

Inzwischen kamen auch noch zwei andere Ruderer, welche ebenfalls überfallen und versprengt worden waren. Max nahm sogleich vier Leute mit und kehrte auf dem Pfad um, wo sie bald Rollet fanden, der zwar von Pfeilschüssen und Keulenschlägen schwer verwundet war, aber seine Kopfhaut noch hatte. Seiner Aussage nach waren die Indianer etwa dreißig Mann stark gewesen und hatten sich damit begnügt, die geraubten Packen in den Wald zu schleppen und waren dann verschwunden. Als die anderen Träger ihre Vormänner angegriffen sahen, hatten sie sich zurückgezogen und Otto vom Überfall benachrichtigt, welcher nun ebenfalls mit einigen Bewaffneten an Ort und Stelle erschien. Die indianischen Führer behaupteten, die Räuber müssten zu einem Indianerdorf gehören, welches etwa in der Mitte des Trageplatzes, aber nur einige Meilen landeinwärts lag. Augenblicklich war nichts gegen die Diebe zu unternehmen, da man vor allem die Fracht in Sicherheit bringen musste. Das Einzige, was Max anzuraten wusste, war, einen der Führer nach

Catsop zurückzuschicken und Herrn Mac Cleuch den Vorfall zu melden. Der Rest des Tages und der folgende Vormittag wurden dazu verwandt, um die Fracht unter dem Schutz von Bewaffneten vollends in aller Eile zum oberen Ende der Portage zu schaffen und sich hier hinter derselben zu verschanzen, bis man Bescheid von Mac Cleuch habe. Als dies geschehen war, ging Otto mit einem Dolmetscher und vier Ruderern, alle gut bewaffnet, zum Dorf, wo sie von den Indianern trotzig und mit den Waffen in der Hand empfangen wurden. Otto wollte versuchen, die Sache gütlich beizulegen. Er näherte sich also dem Dorf bis auf Büchenschussweite und signalisierte den Rothäuten durch Zuruf und Zeichen, dass er in friedlicher Absicht komme und den Häuptling zu sprechen wünsche. Dieser kam denn auch, und Otto erklärte ihm, dass sie überfallen und beraubt worden, obwohl sie als Freunde gekommen seien, und verlangte die Herausgabe der gestohlenen Packen, damit ein Blutvergießen vermieden werde, da die Indianer bei einem Kampf doch den Kürzeren ziehen würden, Der Häuptling versicherte, nichts von dem Raub zu wissen, erbot sich aber, zu seinen Kriegern zurückzukehren und sich mit diesen zu beraten. Dies tat er dann, und Otto sah aus der Entfernung, dass diese Beratung eine sehr stürmische war. Als der Häuptling sodann zurückkehrte, erklärte er mit dem ganzen Übermut eines Mannes, der sich in der Übermacht fühlt, namentlich fünf vereinzelt Männern gegenüber, dass die Krieger seines Dorfes dem Überfall fremd und entschlossen seien, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Da musste denn Otto unverrichteter Dinge wieder abziehen. Als er zu seinen Gefährten zurückkam, fand er zu seiner Überraschung Herrn Mac Cleuch selber vor, welcher mit vier Ruderern in einem leichten Kahn von Birkenrinde angekommen war. Von einer unbestimmten Ahnung erfasst, dass der Kahnkarawane unter der Führung der beiden Männer ein Unglück zustoßen könnte, war er am Tag ihrer Abreise aufgebrochen, um die Führung selbst zu übernehmen, auf halbem Weg dem Boten begegnet,

den man zu ihm geschickt hatte, und sogleich mit größter Beschleunigung vorwärts gedrungen war, um die Karawane zu erreichen.

»Ihr habt natürlich nichts ausgerichtet, Master Otto, wie ich Euch das hätte vorhersagen können«, äußerte er auf Ottos Bericht. »Eure Friedliebe ist nur als Schwäche gedeutet worden und hat diese Schufte nur noch ermutigt, Wir werden aber morgen früh eine andere Sprache mit ihnen reden und sie schon zu Paaren treiben.«

Am anderen Morgen in aller Frühe brachen vierzig wohlbewaffnete Männer unter der Anführung des Schotten und der beiden jungen Deutschen auf und erschienen vor dem Dorf, wo sie bereits die Indianer hinter einem Verhau mit Pfeilen, Bogen und Lanzen in den Händen sahen, die beim Anblick der Weißen ihr Kriegsgeschrei ausstießen und dabei hin und her hüpfen und sprangen, um den Weißen das Zielen zu erschweren. Mac Cleuch ging ihnen aber unbewaffnet voll Wut entgegen und ließ ihnen durch den Dolmetscher erklären, dass, wenn sie nicht sogleich die gestohlenen Packen herausgäben, er sie angreifen werde, ehe man noch zwei Pfeifen Tabak ausgeraucht habe. Der Anblick einer so zahlreichen feindlichen Abteilung schien die Rothäute doch einzuschüchtern. Sie traten zur Beratung zusammen, während die Weißen sich hinter Bäumen, Büschen und an der Erde deckten und auf das Zeichen zum Angriff warteten.

Inzwischen war eine Abteilung von sechs Mann unter der Führung eines Halbblütigen auf einem anderen Weg durch den Wald dem Dorf nahe gekommen, welches nun von drei Seiten von den Weißen umzingelt war, drang in das Dorf ein, schleppte aus dessen Hütten drei Weiber, zwei alte Männer und ein halbes Dutzend Kinder hinweg und erreichte den Wald hinter ihren Gefährten wohlbehalten mit den Gefangenen, während die anderen Weiber und Kinder des Dorfes schreiend und voll Entsetzen in die entgegengesetzte Richtung flüchteten. Sobald Mac Cleuch vom Erfolg seiner List Nachricht erhielt, ließ er sogleich das Feu-

er eröffnen. Es schlugen nun von allen Seiten Kugeln unter die Indianer ein, welche sich überlistet sahen und fest überzeugt waren, dass die Gefangenen getötet werden würden, wenn sie irgendeine feindliche Bewegung machten. Ehe zehn Minuten vergingen, kamen der Häuptling und einige der Ältesten ohne Waffen, mit grünen Zweigen in den Händen und die offene Rechte als Friedenszeichen emporstreckend, heran und baten um Freigabe der Gefangenen. Allein der Schotte war unerbittlich.

»Bringt die gestohlenen Güter zurück oder wir führen die Gefangenen fort«, erklärte er. »Ihr habt den Frieden gebrochen und sollt nun die Strafe tragen.«

Die drei gefangenen Weiber und einige der Kinder gehörten einem jungen Häuptling und zwei jungen Kriegern, welche auf diese Erklärung hin ins Dorf zurückkehrten und bald den größten Teil des Inhalts der gestohlenen Packen brachten, die sie ihrem Vorgeben nach den Dieben mit Gewalt abgenommen hatten. Da aber Mac Cleuch die Gefangenen auch jetzt noch nicht herausgab und nicht eher freizugeben erklärte, als bis alles gestohlene Gut zurückerstattet sei, so gebärdete sich der junge Häuptling ganz grimmig und beschwerte sich über Wortbruch und Treulosigkeit der Bleichgesichter und gestikulierte so heftig, dass ihm sein Mantel aus Büffelfell entsank und sich eine frische blutende Wunde an seinem Oberarm zeigte. Allein Mac Cleuch blieb ungerührt und wiederholte unerschütterlich seine Erklärung, bis auch die letzten Waren herbeigeschafft wurden. Nun wurden die Gefangenen freigegeben, und die Weißen zogen ab.

»Seht, meine Freunde, so muss man diese rothhäutigen Schufte behandeln, wenn man mit ihnen auskommen will!«, sagte der Schotte wohlgefällig zu Max und Otto, als sie zu den Kähnen zurückgingen.

Otto schüttelte ungläubig den Kopf. »Ihr Wort in Ehren, Alex Mac Cleuch«, erwiderte er. »Ihr Verfahren mag praktisch sein, um die Indianer einzuschüchtern. Aber ihr Vertrauen und ihre Freundschaft gewinnen wir auf diese Weise nicht, denn ich bin

überzeugt, diese Burschen dort im Dorf hassen uns nun noch mehr als zuvor und werden sich für ihre Niederlage rächen.«

Mac Cleuch zuckte geringschätzig die Achseln und schwieg, aber schon am anderen Tag bewährte sich Ottos Prophezeiung, denn als die Kähne sich in einer von Felsen eingeengten Strecke des Flusses hinaufarbeiteten, wurden die Ruderer plötzlich aus einem Hinterhalt mit einem Hagel von Pfeilen überschüttet, welche mehrere und darunter auch Mac Cleuch schwer verwundeten. Erst als die Weißen einige Gewehrsalven in die Büsche abgefeuert hatten, flohen die versteckten Feinde und ließen die Weißen ziehen.

7

Unsere Reisekarawane kehrte nach einigen Wochen wohlbehalten nach Fort Catsop zurück, wo Otto mit wenigen anderen, einem Dolmetscher, einem Lehrling und einigen Indianern und ihren Squaws zurückblieb, um mit den Rothäuten der Nachbarschaft Handel zu treiben. Herbst und Winter vergingen friedlich, und es gelang Otto, durch sein freundliches und maßvolles Benehmen ein gutes Verhältnis mit den Indianern der Nachbarschaft herzustellen, mit deren Sprache, Sitten und Gewohnheiten er sich bekannt zu machen suchte. Im Frühjahr kam Max Becker wieder mit einer Anzahl Leute nach Catsop und brachte Otto den Befehl, mit einigen seiner Leute sich Max anzuschließen und eine neue noch entferntere Station dicht am westlichen Fuß der Felsengebirge anlegen zu helfen, weil in jener Gegend einige indianische Stämme wohnten, welche tüchtige Jäger waren und viele Pelze und Tierhäute lieferten. Den beiden Freunden, als den jüngsten Kommis, fiel dieser Auftrag zu, welcher zugleich das Vertrauen des Herrn Howard in ihre Geschicklichkeit bewies.

Der neue Posten sollte rasch errichtet werden und ohne Rücksicht auf Dauer und Festigkeit, da er nur ein Versuch war. Statt der Blockhäuser aus kantig geschlagenen, soliden Baumstämmen sollten nur einige Frame-Häuser errichtet und das Ganze mit einem Zaun von Bohlen, Spalten und Schwarten umgeben werden. Den Punkt dazu sollte Max aussuchen, welcher ein Auge für solche Dinge hatte. Sobald man in der bezeichneten Gegend eine passende Örtlichkeit gefunden hatte, wurden einige Zelte und indianische Hütten aufgeschlagen. Die sechzehn oder achtzehn Mann, welche hierzu ausersehen waren, machten sich an die Arbeit, zunächst das erforderliche Holz zu schlagen und herbeizuschaffen. Man wählte hierzu vorzugsweise winddürre und abgestorbene Bäume von Windbrüchen, deren Fällen und Verarbeiten zu Sägeklötzen weniger Mühe machten und die man auf dem nahen Fluss hinunterflößen konnte. Diese Arbeiten, zu denen man auch einige Dutzend Indianer aus der Gegend gedungen hatte, leitete Max, während Otto nur mit einigen Männern zurückblieb, um das Gepäck und die Zelte zu überwachen, die Sägegruben usw. herzustellen und die Küche für all die Leute zu besorgen. Man hatte die Arbeiten seit ungefähr acht Tagen begonnen, als am Abend nach einem heißen Maitag Max mit seinen Holzfällern zum Lagerplatz zurückkehrte, alle hungrig, durstig, müde und sich auf die bevorstehende Mahlzeit freuend. Als Max mit seinen Gefährten aus dem Wald auf die Lichtung heraustrat, fand er aber zu seinem Erstaunen diese verlassen, das Feuer auseinandergerissen, die Kochkessel umgeworfen und die Zelte und Vorräte zum Teil geplündert. Von unbestimmten Ahnungen erfüllt, rief er laut Otto beim Namen, erhielt aber keine Antwort. Nasch schickte er seine Leute aus, ließ die ganze Umgebung des Lagers und das Flussufer absuchen und untersuchte selbst genau den Lagerplatz, so gut es die schon einbrechende Dämmerung erlaubte. Da fand er dann im Gras und in der Erde die Spuren und Eindrücke von indianischen Mokassins und an einer Stelle in der Nähe des Kochfeuers das Gras niedergetreten

und von Blut rot gefärbt, als ob hier ein erbitterter Kampf stattgefunden habe. Nahe dabei fand er in einem Busch auch Ottos blutbefleckte Axt. Einige der gedungenen Indianer erklärten die Mokassinfährten am Boden für indianische.

Max war wie erstarrt, denn er konnte nicht zweifeln, dass sein treuer Freund von Rothäuten überfallen und wahrscheinlich fortgeschleppt worden sei, um einem grausamen Tod geweiht zu werden. Ehe er sich aber noch von dem ersten furchtbaren Eindruck dieser Entdeckung erholen konnte, kamen zwei von den Männern zurück, welche mit Otto im Lager zurückgeblieben waren, und erzählten, sie seien gegen Abend mit Master Hallmayers Erlaubnis an den Fluss hinabgegangen, um zu fischen und einen Beitrag zum Abendbrot zu liefern, welchen sie in der Tat auch in Gestalt eines Korbes voller Fische zurückbrachten. Sie haben aber weder Schüsse noch irgendein verdächtiges Geräusch gehört und seien nur darum länger ausgeblieben, weil sie noch eine Hirschkuh mit einem Kalb aufgegangen und zum Schuss hatten kommen wollen.

An Essen dachte jetzt niemand. Auf Max' Weisung wurden sogleich Fackeln gemacht und angezündet und der ganze umgebende Wald aufgesucht, um zu sehen, ob nicht Ottos Leiche dort irgendwo zurückgelassen worden sei. Allein die ausgesandten Leute und besonders die Indianer hatten nichts gefunden als eine kleine Kugeltasche von gegerbter Hirschhaut und eine Feder von einem Kopfschmuck, welche beide nach ihrer Aussage einem Millimac gehören mussten. Die Fährte der Feinde konnte in der Dunkelheit der Nacht nicht weiter verfolgt werden. Nach einigen Stunden vergeblichen Suchens kehrten die Ausgeschickten nacheinander wieder zum Feuer zurück, bereiteten sich in Eile ein Abendbrot von Pemmikan und Zwieback und ergingen sich in Vermutungen über diesen tückischen Überfall.

Max war von dem Vorfall tief erschüttert und fest entschlossen, alles aufzubieten, um den Freund wieder zu befreien oder zu rächen. Dass die Indianer sich an einem Beamten der Company

vergriffen hatten, sollte ihnen nicht so leicht hingehen.

In aller Morgenfrühe schrieb er an die Beamten der nächsten Handelsposten und an die Kommandanten der Forts Spokane, Colville und Bute über den Vorfall, bat sie um Unterstützung und sandte diese Meldungen durch einige vertraute indianische Boten und Waldläufer ab. Dann aber stellte er sich selbst an die Spitze einer bewaffneten Abteilung, um die Fährte der Indianer aufzusuchen. Diese wurde denn auch von seinen indianischen Begleitern bald gefunden und verfolgt. Man fand auf derselben mehrfach Spuren von geronnenem Blut, als Beweis, dass einige von ihnen verwundet worden waren, oder dass sie Ottos Leiche mitgeschleppt hatten, um sie ihren Weibern und Kriegern als Trophäe zu zeigen. Nachdem man aber die Fährte der Flüchtlinge eine Stunde weit verfolgt hatte, bog diese rechts ab und wandte sich dem Fluss zu.

Ein alter indianischer Krieger, welcher das Ufer an dieser Stelle genau untersucht hatte, behauptete: »Die Übeltäter sind zu Wasser gekommen, zwei Kähne und viele Männer.« Hier hörte die Spur auf, und in bitterer Enttäuschung kehrte Max mit seinen Leuten wieder zum Lagerplatz zurück, um Veranstaltungen zu weiteren Nachforschungen dem Fluss entlang zu treffen. Allein zwei weitere Tage vergingen unter vergeblichem Suchen, obwohl viele Krieger von den benachbarten Stämmen auf die Kunde von dem Vorfall sich einfanden und freiwillig an diesen Nachforschungen beteiligten, denn der Preis, welchen Max auf die Auffindung seines Freundes gesetzt hatte, lockte alle. Am Abend des dritten Tages stellte sich ein Millimac im Lager ein und verlangte Max zu sprechen. Dieser erkannte in ihm einen Mann, welchen Otto früher in Fort Catsop einmal mit seiner Familie aus Elend und Hungersnot errettet hatte. Der Indianer sagte, er habe von der Ermordung des weißen Häuptlings gehört und unterdessen die Urheber des Überfalls ermittelt und bot sich an, sie den Weißen ohne Belohnung in die Hände zu liefern, wenn man ihm nur versprechen wolle, ihn und seine Familie un-

ter den Schutz der Weißen zu stellen.

Als Max ihm Letzteres versprochen und noch eine Belohnung in Aussicht gestellt hatte, sagte der Millimac, die Räuber, welche das Lager überfallen hätten, seien der Häuptling und etliche Krieger seines Stammes nebst Ohnu und etlichen anderen gewesen. Er wolle die Weißen zu ihren Hütten führen und ihnen die Täter in die Hände liefern.

Nun waren an diesem Tag verschiedene Voyageurs vom nächsten Handelsposten und zwölf Soldaten nebst einem Sergeant von Fort Spokane angekommen, um Max und seine Leute in der Nachforschung nach dem vermissten Otto Hallmayer zu unterstützen. Obwohl Max dem Anerbieten des Millimac Pi-quah nicht ganz traute, sondern eher eine Tücke dahinter vermutete, so drangen doch seine Gefährten in ihn, er solle das Anerbieten nicht unbenutzt lassen. Infolge davon gingen am anderen Abend kurz nach Sonnenuntergang die zwölf Soldaten nebst ihrem Unteroffizier und zwölf bewaffnete Weiße nebst zwei indianischen Führern unter dem Befehl eines weißen Dolmetschers in zwei Kähnen zu Wasser ab, um unter der Führung Pi-quahs die Mörder Ottos zu verhaften. Sie fuhren unter dem Schutz der Nacht den Fluss hinab, landeten an einer geeigneten Stelle in der Nähe des Ortes, wo angeblich die Hütten der Räuber standen, umzingelten diese unbemerkt. Es gelang ihnen, im ersten Morgengrauen die Schläfer zu überrumpeln und sieben von ihnen gefangen zu nehmen, während die anderen zu entkommen vermochten. Unter den Gefangenen waren Ohnu und der junge Häuptling aus dem Dorf in der Nähe der großen Portage, dessen Frau damals gefangen und bei dem Angriff auf das Dorf verwundet worden war. Da man bei ihnen noch Ottos Gewehr und Revolver, einige andere Gewehre, verschiedene Wolldecken, Kochtöpfe und andere Gegenstände fand, welche bei dem jüngsten Überfall aus dem Lager gestohlen worden waren, so wurden die Gefangenen als des Überfalls überwiesen angenommen und gebunden zum Lagerplatz der künftigen Station gebracht, wo mittler-

weile auch Soldaten aus den Forts Colville und Bute nebst einem Offizier und Mac Cleuch mit einer Abteilung verschiedener Dienstleute der Company angekommen waren.

Max organisierte sogleich ein Kriegsgericht, um die Gefangenen vor dasselbe zu stellen und standrechtlich zu behandeln. Mehrere der Gefangenen waren leicht verwundet. Es war daher nicht schwer, sie zu überführen. Sie leugneten auch gar nicht, dass sie beim Überfall beteiligt gewesen seien, wollten aber durchaus nicht gestehen, dass sie den weißen Häuptling umgebracht oder mit fortgeschleppt hatten, sondern verharteten darüber in einem trotzigem Schweigen, so sehr sich Max auch Mühe gab, wenigstens die Leiche seines Freundes Otto wieder herauszubekommen, und demjenigen Verzeihung versprach, der ihm dazu verhelfen würde. Da ließ sich denn endlich einer der Millimac herbei, gegen seine Mitschuldigen auszusagen, dass der Plan des Überfalls von Ohnu herrühre, welcher dem Zuge der Weißen gefolgt sei, dass er die anderen dazu überredet, dass Otto sich mit seiner Axt mannhaft verteidigt habe, aber niedergeschlagen und mitgeschleppt worden war, aber unterwegs entkommen sei, was aber höchst unwahrscheinlich klang. Darauf hin wurden alle sieben zum Tode durch Erschießen verurteilt und der Tag bestimmt, an welchem diese Strafe vollzogen werden sollte, denn Mac Cleuch und der Offizier, Captain Dodge, hielten es für geraten, dazu die Häuptlinge der benachbarten Stämme und deren vornehmsten Krieger einzuladen, um ein recht eindringliches Exempel zu statuieren und die Rothäute einzuschüchtern.

Die Verurteilten hatten ihr Schicksal mit finsterem Trotz und indianischem Stumpfsinn hingenommen.

Nur der junge Häuptling, welchem Max das Leben versprach, falls er ihm die Leiche Ottos beibringen könne, hatte mit verächtlichem Ingrimm gesagt. »Wäre ich frei und begegnete nochmals dem weißen Häuptling, so würde ich ihn abermals erschlagen.«

Pi-quah hatte nach dem gefällten Urteilsspruch in aller Heim-

lichkeit das Lager verlassen, als ob er der Vollziehung der Strafe an seinen Stammesgenossen nicht anwohnen wollte, und war nirgends zu finden.

Endlich kam der Tag der Hinrichtung, bis zu welchem man die gefesselten Gefangenen sorgfältig behütet hatte. Eine Menge Indianer mit ihren Squaws waren von allen Seiten herbeigekommen, um der Hinrichtung beizuwohnen, und kauerten in einem Halbkreise am Flussufer, wo die Hinrichtung stattfinden sollte. Alle Weißen und die in deren Diensten stehenden Indianer und Halbblütigen hatten vor den Augen der Zuschauer ihre Gewehre geladen und sich in Reih und Glied aufgestellt. Vierundzwanzig Soldaten mit geladenen Büchsen standen in zwei Gliedern parat, um die Verurteilten zu füsilieren, die nun, die Hände auf den Rücken gebunden und an den Beinen gefesselt, herbeigeführt und an die eingerammten Pfähle gebunden wurden.

Die Soldaten traten bis auf etwa zwanzig Schritte vor und waren des Kommandos gewärtig, als man plötzlich eiligen Hufschlag aus der Ferne und den lauten Ruf »Halt! Halt ein!« hörte und zwei Reiter herangaloppieren sah, in deren einen man einen Weißen erkannte, obwohl er einen Mantel von gelber gegerbter Hirschhaut trug. Als sie näher kamen und von den Pferden stiegen, erkannte man in dem einen den vermissten Otto Hallmayer, in dem anderen den Pi-quah, den Millimac, welcher den Angeber gemacht hatte.

»Schenkt den Gefangenen das Leben!«, sagte Otto atemlos und keuchend zu Max und Captain Dodge, »sie wollten mich allerdings umbringen, allein es gelang mir, ihnen unter dem Schutze der Nacht zu entkommen und in den Wald zu flüchten, wo ich mich allmählich erholte und endlich die Hütte eines alten indischen Jägers erreichte, der mich bei sich aufnahm, und wo ich lange bewusstlos lag, von Blutverlust und Aufregung erschöpft. Mein rothäutiger Wirt, welcher ein ganz zurückgezogenes Leben führt, erfuhr nichts von dem stattgefundenen Überfall und von der Gefangennahme meiner Feinde. Ich schickte ihn gestern hier-

her, dass er Euch Nachricht von mir bringe. Da begegnete er unterwegs Pi-quah und führte mir diesen zu. So erfuhr ich, was in meiner Abwesenheit vorgegangen war, und ritt hierher, um unnötiges Blutvergießen zu verhindern. Ich bitte inständig, schenkt den Gefangenen das Leben und lasst mich *feurige Kohlen auf ihre Häupter sammeln*.«

Mac Cleuch und der Captain mochten anfangs davon nichts hören, weil man notwendig an den Indianern ein abschreckendes Exempel statuieren müsse, um ihre wilden Instinkte einzudämmen. Allein Otto bat so lange und wurde von Max so kräftig unterstützt, dass die beiden obersten Befehlshaber nachgaben und in die Begnadigung der Schuldigen einwilligten.

Otto ließ nun den Delinquenten die schwarzen Mützen abnehmen, welche man ihnen über die Gesichter gezogen hatte, trat vor sie und verkündigte ihnen, dass er ihnen verzeihe und das Leben schenken wolle, da der große Geist der Bleichgesichter befehle, man solle auch seinen Feinden verzeihen und sie beschämen und an Großmut übertreffen. Er wolle sie alle freilassen, wenn sie ihm geloben wollten, hinfort das Kriegsbeil zu begraben und Freunde der Bleichgesichter zu sein, welche ja nur in freundlicher und friedlicher Absicht zu ihnen kämen, um ihnen das Leben zu erleichtern.

Die sämtlichen versammelten Indianer verstanden anfangs nicht recht, was dies bedeuten solle. Als sie aber begriffen und sich unter den zuschauenden Rothäuten ein beifälliges Gemurmel und ein Ausruf erstaunter Überraschung hören ließ, begriffen auch die Gefangenen die Tragweite der Rede des weißen Häuptlings, warfen sich vor ihm nieder und gelobten bei dem großen Geist, dass sie ihm lebenslang dienen wollten. Trotz ihrer scheinbaren Stumpfheit und Gleichgültigkeit erschien ihnen doch das wiedergeschenkte Leben lieb genug, und sie hatten das Weh der Todesangst erfahren.

Auch die rothäutigen Zuschauer eilten herbei, um Otto die Hand zu drücken und ihn ihrer Freundschaft und Achtung zu

versichern. Sie begriffen die Großmut, die er übte, indem er den überwundenen Feinden Böses mit Gutem vergalt und feurige Kohlen auf ihre Häupter sammelte. Sie boten alle um die Wette Otto ihre Dienste an, und am anderen Morgen halfen mindestens fünfzig Indianer freiwillig beim Bau des Postens, welcher mit überraschender Schnelligkeit entstand und fester gebaut wurde, als man anfangs beabsichtigt hatte. Es wurde noch ein großes Stück Ackerland gerodet und mit Mais besät und mit Gemüse bepflanzt. Als der Bau vollendet war, bat Otto Herrn Howard um die Erlaubnis, hierbleiben zu dürfen, wo er sich wirklich nützlich machen könne, weil er sich Vertrauen und Freundschaft erworben habe und es mit diesen rauen Söhnen der Wildnis gut meine. Seine Bitte wurde ihm gewährt. Der Handelsposten Okina im Gebiet der Okinakane und Millimac wurde einer der einträglichsten und bedeutendsten im Washingtongebiet.

Der Rest unserer Geschichte ist bald erzählt: Otto Hallmayer heiratete einige Jahre später Clarissa, Herrn Howards Enkelin, und führte sie heim nach Okina. Er und Max rückten im Laufe der Zeit zu sogenannten Traders und Partners vor, d. h. zu höheren Beamten mit Gewinnanteil an der North West Company, und hatten es niemals zu bereuen, dass sie dieses harte Leben in der Wildnis erwählt, sondern waren Herrn Howard, mit welchem sie die Vorsehung eigens zusammengeführt zu haben schienen, noch über dessen Tod hinaus dankbar.

Wegen Otto Hallmayers großartiger und maßvoller Handlungsweise aber durften wir seiner Geschichte mit Recht den Titel »Feurige Kohlen« geben.



Der junge Auswanderer

1

Es mögen etwa sechzehn Jahre her sein, da wohnte in einem abgelegenen schwäbischen Dorf eine Schullehrerswitwe namens Johanne Richter mit ihrer Familie, welche aus zwei Söhnen und zwei Töchtern bestand. Sie war schon fünf Jahre verwitwet, hatte nur ein kleines Vermögen, ein Häuschen mit einigen Morgen Acker und Baumgütern und eine kleine Pension. Aber sie wusste doch ihren Kindern durch Lehre und Beispiel eine gute Erziehung zu geben und sie zu wackeren, tüchtigen Menschen heranzubilden. Ihr ältestes Kind war ein Sohn, ein hübscher, strammer, aufgeweckter Junge, an welchem ihr Herz mit besonderer Liebe hing und der der Mutter Liebe mit innigster Wärme erwiderte. Alfred hatte schon früh gute Gaben gezeigt, und sein Vater hatte den ehrgeizigen Plan gehabt, ihn studieren zu lassen und ihn deshalb mit Opfern in die Lateinschule der nahen Amtsstadt geschickt, wo er immer einer der besten Schüler seiner Klasse war. Als aber der Vater starb, war nicht mehr daran zu denken, dass Alfred später die Universität besuchte. Bei den beschränkten Mitteln der Mutter hätte er sogar die Lateinschule nicht länger besuchen können, wenn sich nicht ein wohlhabender Bürger der Stadt erboten hätte, den verwaisten, freundlichen und gesitteten Knaben in sein Haus zu nehmen und ihn auf seine Kosten die Lateinschule bis zur obersten Klasse besuchen zu lassen. So vollendete Alfred seine Erziehung. Als es sich nach seiner Konfirmation um die Wahl eines Berufes handelte, erbot sich ein Bekannter seines Vaters, der Oberamtsgeometer Winkel, ihn in die Lehre zu nehmen und zum Feldmesser heranzubilden, womit Alfred und seine Mutter einverstanden waren. So trat er denn bei Herrn Winkel in die Lehre, war anständig, tüchtig und manierlich und erwarb sich die Liebe und das Vertrauen seines Lehrherrn, welcher sich an ihm einen sehr brauchbaren und

tüchtigen Gehilfen heranzog und Alfred eine schöne Zukunft verhiess.

Frau Richter dankte dem lieben Gott aus Herzensgrund, dass er ihr diese große Sorge abgenommen hatte, und brachte gern das Opfer, dass sie ihren Sohn nur je den zweiten Sonntag sehen durfte, denn das Dorf, worin sie wohnte, lag in den Bergen und war eine gute Meile von der Amtsstadt entfernt. Alfred kam daher gewöhnlich Sonnabend nach Einbruch der Nacht nach Hause und musste am Sonntag vor Abend wieder zu der Amtsstadt zurück. Aber die Mutter hatte ihn dann wenigstens um sich und konnte ihr Auge an ihrem Liebling weiden, der zu einem braven, tüchtigen Jungen heranwuchs und ihr nach Kräften eine Stütze und ein Vorbild für seine Geschwister wurde.

So waren denn die vier Jahre der Lehrzeit beinahe vorüber. Alfred stand in seinem neunzehnten Lebensjahr und sollte im Sommer sein Examen als Feldmesser machen, welchem er mit Freuden, die Mutter aber mit einiger Angst entgegensah, denn danach führte sein Beruf vielleicht Alfred von ihr hinweg und in die Welt hinaus. Es war wieder Frühjahr geworden, und am zweiten Ostertag standen Mutter und Sohn in dem kleinen Obstgarten hinter dem Haus, wo die Kirschen- und Pflaumenbäume blühten, und berieten sich über einige Verbesserungen, welche in Haus und Garten vorzunehmen waren, als der Landbote am Gartenhang vorüberging und in den Obstgarten trat. Er kam so selten in das Haus der Witwe, dass sein Erscheinen diese beinahe erschreckte und Frau Richters Befangenheit noch stieg, als er ihr einen Brief übergab, den sie mit zitternder Hand nahm.

»Du lieber Himmel, von wem kann denn dies kommen?«, rief sie. »Ich kenne die Handschrift nicht, und der Brief muss weit herkommen, denn er hat so viele Stempel.«

»Er kommt aus Amerika, Mutter, aus den Vereinigten Staaten«, erwiderte Alfred nach einem Blick auf die Adresse. »Lass uns hineingehen und sehen, was er enthält!«

»Aus Amerika? Aber ich habe ja keine Freunde und Bekannte

dort«, sagte Frau Richter, ins Haus tretend, und setzte sich in der kleinen Wohnstube ans Fenster, um den Brief zu öffnen. »Ich habe meine Brille nicht zur Hand, und die Schrift auf dem dünnen, blauen Papier ist so schwer zu lesen«, sagte sie dann aufgeregt. »Lies du ihn, lieber Alfred. Aber vor allem sag' mir, von wem er kommt?«

»Er ist mit Christoph Holz unterschrieben«, entgegnete Alfred nach einem Blick auf die Unterschrift. »Wer ist denn dies?«

»Christoph Holz? Ach ja, ich erinnere mich. So hieß der Halbbruder deines seligen Vaters, welcher vor langen Jahren nach Amerika gegangen ist. Wir haben seit vielen Jahren nichts mehr von ihm gehört. Aber was will er denn von uns?«

»Nun ja, ich will dir den Brief vorlesen, dann werden wir es ja erfahren. Also: Holz' Ranch ...«

»Holz' Ranch! Was ist denn das?«, fiel ihm die Mutter ins Wort.

»Ja, Holz' Ranch - das muss der Ort sein, wo der Ohm wohnt. Wenn ich nicht irre, heißt Ranch ein Meierhof oder Landgut. Aber lass mich weiter lesen:

Holz' Ranch, Andrew Jackson City, Colorado,

6. April 18...

Meine liebe Frau Schwägerin Richter! Es ist schon so lange her, seit ich nicht mehr geschrieben habe, dass ich nicht weiß, ob Sie sich meiner noch erinnern. Ich aber habe die Heimat und die meinen nicht vergessen, so weit wir auch geschieden sind und soviel ich auch in diesem Lande erlebt habe. Ich habe erst vor Kurzem von einem Landsmann erfahren, dass mein Halbbruder Michael Richter tot ist und dass auch keiner meiner übrigen Verwandten mehr lebt. Und so wende ich mich an Sie in der Hoffnung, dass mein Brief Sie und Ihre Kinder gesund antrifft. Was mich anlangt, so bin ich ebenfalls gesund und in guten Verhältnissen, aber ich habe aus zwei Ehen keine Kinder. Meine erste Frau war aus Oberhessen und ist schon über zwölf Jahre tot. Meine Zweite, eine Amerikanerin, ist vor zwei Jahren gestorben, und so bin ich nun ganz allein, denn der einzige Verwandte, welchen ich hier hatte, hat unredlich an mir gehandelt und mein Haus verlassen müssen. So bin ich nun in reiferen Jahren ganz allein und verlassen und möchte

gern jemand um mich haben, der mir näher steht. Wenn ich mich recht erinnere, so ist Ihr ältestes Kind ein Sohn. Wenn er noch lebt und zu mir kommen will, so schicken Sie ihn nur, und ich will für ihn sorgen. Wenn er einschlägt, so soll er es gut bei mir haben, und ich werde ihm Vaterstelle vertreten.

Ich schicke ihm hier als Reisegeld einen Kreditbrief auf Tausend Dollar, den er nur bei Gebrüder Stettenheim in Frankfurt vorzuzeigen braucht, damit sie ihm das nötige Reisegeld anweisen. Aber ich möchte, dass er recht bald kommt und jedenfalls noch vor dem Herbst eintreffe, denn im Winter wird mir die Zeit gar so lang. Ich habe ein großes Gut in einer schönen Gegend, mit achthundert Stück Rindvieh und zweihundert Pferden. Es gibt in unserer Gegend eine schöne Jagd auf Büffel, Hirsche und Antilopen, und der Bach, welcher durch meine Ranch fließt, enthält die schönsten Forellen. Ich mache nicht viele Worte und keine großen Versprechungen. Aber wenn der Junge kommt und sich gut aufführt, so ist sein Glück gemacht, denn er soll die schönste Ranch im ganzen westlichen Gebiet und ein hübsches Stück Geld haben.

Bitte, liebe Schwägerin, schreiben Sie mir bald eine Antwort.

Seien Sie herzlich begrüßt von

Ihrem Schwager Christoph Holz.«

Als Alfred den Brief zu Ende gelesen hatte, holte er tief Atem und sah seine Mutter erwartungsvoll an, weil diese ganz blass geworden war, während ihm das Herz laut pochte.

»Du lieber Himmel, das muss ein großes Gut sein! Achthundert Stück Rindvieh und zweihundert Pferde! Was sagst du dazu, Mutter?«

»Mir tut es leid, dass dieser Brief gekommen ist, Alfred«, erwiderte Frau Richter und drückte ihr Taschentuch an die Augen. »Ich hatte sogleich eine Ahnung, dass er nichts Gutes enthalten werde, als ich ihn in der Hand des Boten sah.«

»Aber wie magst du dich nur davon anfechten lassen, liebe Mutter? Wir brauchen ihn ja gar nicht zu beachten, wenn er dir nicht gefällt«, sagte Alfred und legte zärtlich seinen Arm um den Hals der Mutter.

»Nein, das geht doch auch nicht, denn der Schwager hat es ja

doch gut gemeint«, sagte Frau Richter. »Ich fühle, ja ich bin überzeugt davon, dass wir den Brief beachten müssen. Ich fühle, dass du zu dem Schwager gehen und mich verlassen willst ... und du bist dann so weit fort ... und du willst also Bauer werden, obwohl du so viel gelernt hast? Du lieber Himmel, was sollen wir tun?«

»Wir wollen zuerst darüber mit Herrn Winkel sprechen, liebe Mutter, er soll uns raten.«

»Ich sag's ja, du willst gehen und mich verlassen. Ach, Alfred, kannst du das wirklich übers Herz bringen?«

Alfred versuchte seine Mutter nach besten Kräften zu trösten, aber er konnte nicht leugnen, dass ihm der Ruf einleuchtete, welcher an ihn ergangen war. Das Bauernleben lockte ihn nicht, aber der Reiz der Ferne, die Jagd auf Hirsche, Büffel - wirkliche Büffel. Die Antilopen und die Forellen im Bach übten einen merkwürdigen Zauber auf ihn aus. Er hatte ja im Stillen längst von Amerika geträumt, wo die Feldmesser ein gutes Auskommen haben sollten. Am anderen Tag wurde Herr Winkel zurate gezogen. Dieser war Feuer und Flamme vor Bewunderung über die Aussicht, welche sich seinem Zögling darbot. Er meinte, wenn ihm nur auch jemand ein solches Anerbieten für seine Kinder machen würde. Er hatte zehn Kinder, Töchter und Söhne, aber wenn er eine solche Einladung bekäme, so müssten sie alle ihre Bündel schnüren und nach Amerika auswandern, Hinz und Kunz, denn da drüben sei noch der richtige Platz für alle fleißigen Hände und guten Köpfe. Alfred würde Stockprügel verdienen, wenn er diesem Ruf nicht folgte. Dieser Bescheid fiel nun allerdings ganz anders aus, als Mutter Richter erwartet hatte. Aber als auch der Herr Pfarrer, dem man ebenfalls den Fall vorgetragen hatte, und andere besonnene Männer der Meinung des Oberamtsgeometers beitraten, als Herr Winkel nach Frankfurt ging und die Gebrüder Stettenheim aufsuchte und diese erklärten, dass sie von ihrem Hause in New York bereits Nachricht wegen des Kreditbriefs haben, welcher vollkommen in Ordnung

sei, und dass ihr New Yorker Haus geschrieben habe, Mister Christoph Holz sei einer der reichsten Grundbesitzer in Colorado und ein sehr angesehener Mann, da überwog die Liebe zu ihrem Sohn und die Fürsorge für sein Wohlergehen alle Bedenken der Mutter, und ihr Herz brachte dem Kind das schmerzliche Opfer, ihn ziehen zu lassen.

Die günstige Auskunft über Onkel Holz steigerte natürlich noch Alfreds berechtigte Aufregung zur Fieberhitze. Während er von sich aus noch gezögert haben würde, ein Anerbieten anzunehmen, welches offenbar seiner Mutter Schmerz bereitete, überzeugte ihn Herr Winkel auf unabweisbare Weise, dass er diesen Ruf schon um der seinen willen annehmen müsse, um der Mutter und den Geschwistern drüben eine bessere Zukunft zu bereiten. So setzte Alfred mit Herrn Winkels Unterstützung seinen Wunsch durch, und die gute Frau Richter wagte nicht länger, ihn zurückzuhalten, damit es nicht aussehe, als ob sie aus Selbstsucht dem Glück ihres Sohnes in den Weg trete. So wurde denn eine Antwort von Mutter und Sohn geschrieben und die Zeit der Abreise in den Juli verlegt, damit Alfred noch etwas Englisch lerne und sich auf seine Reise vorbereite. Das nötige Reisegeld wurde erhoben, ein Platz auf dem Dampfer »Hermann« in Bremen bestellt, und ehe man sich dessen versah, kam die Zeit der Abreise heran. Frau Richter begleitete ihren Sohn bis Bremerhaven. Alfreds Herz war, wie es sich von selbst versteht, von den kühnsten Hoffnungen geschwellt, während die bekümmerte, sorgenvolle Mutter den schneidendsten Kontrast zu ihm bildete. Nicht als ob ihm die Trennung von der Mutter nicht ebenfalls nahe gegangen wäre, allein er redete sich ein, er sei vom Schicksal dazu ausersehen, für seine Mutter und Familie hinüberzugehen, um denselben drüben eine behagliche Stätte zu bereiten. Erst als er an Bord des *Hermann* seine Mutter zum letzten Mal umarmte, sie die Fallreeptrappe wieder hinabsteigen sah auf den kleinen Dampfer, welcher sie ans Land zurückbringen sollte, als der *Hermann* sich in Bewegung setzte, um seine Fahrt anzutreten,

da fühlte er den vollen Schmerz des Abschieds von den seinen und der deutschen Heimat, deren niedriger Strand ihm bald aus den Augen verschwand. Die Überfahrt nach New Yorck ist schon so oft beschrieben worden, dass wir dieselbe nicht mehr hier zu schildern brauchen. Diese Fahrten haben ja heutzutage nicht mehr den geringsten Reiz der Neuheit, wenn sie nicht mit einem Schiffsbrand, Schiffbruch oder wenigstens mit einem fürchterlichen Orkan verknüpft sind. Der *Hermann* entging glücklich allen derartigen aufregenden, aber gefährlichen Ereignissen und legte seine Fahrt in guter Zeit zurück. Als endlich das Schiff sicher im Hafen lag, das Lichterschiff an der Langseite anfuhr, um das Gepäck und die Passagiere ans Land zu bringen, und die auf der Überfahrt geschlossenen Freundschaften sich auflösten wie geschmolzenes Wachs, da überkam Alfred ein gar seltsames Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit, denn er wusste ja, dass ihn in New York niemand erwarte, dass er in eine ihm ganz neue Welt trete. Es war ihm ganz besonders schwer ums Herz, als die seitherigen Schiffsgenossen einer nach dem anderen nur mit einem flüchtigen Kopfnicken und

Abschiedsgruß an ihm vorübergingen und nur noch wohl an sich selber dachten. Alfred wusste nicht, wohin er gehen sollte. Er sah sich von zudringlichen Zutreibern und Lohndienern verschiedener Hotels umringt und konnte wohl begreifen, dass es ihm an einer Auswahl nicht fehle. Allein die Schwierigkeit lag für ihn, den Schüchternen und Unerfahrenen, eben darin, seine Wahl zu treffen. Er war schon im Begriff, die Fallreepreppe hinabzusteigen und das Lichterschiff zu betreten, wohin ihm die meisten seiner Reisegefährten schon vorangegangen waren, als ihn eine fremde Stimme in gebrochenem Deutsch anredete. »Bitte, in welches Hotel werden Sie gehen, mein Herr? Entschuldigen Sie meine Frage, aber Sie scheinen wie ich allein zu sein.«

Alfred schaute sich um und erblickte einen jungen Herrn mit dunklem Haar und Teint, der um einige Jahre älter war als er selbst und in dessen Gesichtszügen, Kleidung und Benehmen er

unverkennbar einen geborenen Amerikaner zu erkennen glaubte.

»Ich habe mich noch zu keinem Besonderen entschlossen«, erwiderte Alfred, »aber wie kommt es, dass ich Sie auf der ganzen Überfahrt nicht gesehen habe oder mich wenigstens nicht erinnern kann? Sind Sie all diese Zeit seekrank gewesen?«

Sie waren mittlerweile die Fallreepeltreppel hinabgestiegen und standen auf dem kleineren Dampfboot.

»Keineswegs! Krank gewesen? Hahaha, das ist ein guter Einfall!«, versetzte der Fremde. »Rein, mein Herr, ich bin keiner von den Passagieren des *Hermann*. Ich bin erst diesen Morgen in New York angekommen. Ein Verwandter, der mit dem *Hermann* eintreffen sollte, ist aber nicht gekommen. Ich bin tief aus dem Binnenland, aus den westlichen Staaten. Als ich Sie nun so allein und wie mir schien unschlüssig dastehen sah, nahm ich mir die Freiheit, Sie anzureden. Ich muss mich entschuldigen, wenn ich als ein ganz Fremder ...«

»O, nicht doch, es bedarf durchaus keiner Entschuldigung. Es war sehr freundlich von Ihnen«, wandte Alfred eifrig ein. »Ich bin Ihnen recht dankbar, dass Sie mich angeredet haben, denn ich besann mich eben, an wen ich mich um guten Rat wenden sollte.«

Man hatte Alfred schon daheim und auf dem Schiff vor sogenannten Bauernfängern gewarnt, welche sich den Einwanderern und besonders jungen Leuten in New York und in anderen Hafenstädten anzuschließen suchen sollten. Allein der junge Amerikaner schien kein solcher zu sein, sondern ein anständiger und gebildeter Mann.

»Nun denn«, sagte der Fremde, »wenn Sie keine bessere Empfehlung haben, so kann ich Ihnen mitteilen, dass man mir das *Amsden House* auf dem Broadway angeraten hat, mit welchem ich auch ganz zufrieden bin. Es ist wohlfeil, was mir passt, denn ich bin nicht reich, - und ruhig.«

»Dann werde ich mich auch für das *Amsden House* entschei-

den«, erwiderte Alfred. »Ich bin auch nicht reich und werde ohnedem nur einen oder zwei Tage in New York bleiben, denn ich gehe nach Colorado.«

»Nach Colorado? Ah, das ist eine weite Reise!«, sagte der Fremde. »Soll ein herrliches Land sein. Ich habe mir schon oft gewünscht, auch einmal dorthin zu gehen. Na, vielleicht verschlägt mich das Schicksal auch einmal dorthin. Aber da sind wir an Land, und ich will nun nach Ihrem Gepäck sehen, wenn Sie nichts dagegen haben. Allein zuvor will ich mich Ihnen vorstellen. Hier ist meine Karte!«

Alfred nahm die ihm dargereichte Visitenkarte und las *Mr. Philipp G. Levering*.

»Ich habe leider keine Visitenkarte, Herr Levering«, sagte er mit einem leichten Erröten. »Mein Name ist Alfred Richter. Ich komme aus Deutschland und reise nach Andrew Jackson City in Colorado ...«

»Nicht weiter, lieber Herr! Es bedarf einer derartigen Erläuterung nicht«, fiel ihm Levering ins Wort. »Es war nur meine Pflicht, mich Ihnen vorzustellen, da ich mich Ihnen gewissermaßen aufgedrängt habe. Aber erwarten Sie mich nun hier, bis ich Ihr Gepäck durch die Douane gebracht habe.«

Alfred war damit wohl zufrieden, denn diesem unliebsamen Geschäft hatte er schon seit einigen Tagen mit Unbehagen entgegengesehen, weil man ihm von den New Yorker Zollbehörden so viel Ungünstiges gesagt hatte. Levering ersparte ihm auch wirklich diese Mühe, gab die Koffer einem Fuhrmann, um sie zum *Amsden House* zu bringen, und machte Alfred den Vorschlag, lieber zu Fuß zum Broadway zu gehen und sich das Straßenleben etwas anzusehen, als in einem Mietwagen dorthin zu fahren. Alfred willigte gern ein und konnte seinem Glückstern nicht genug danken, dass dieser ihm einen so gefälligen und nützlichen Gefährten in den Weg geschickt hatte. Das *Amsden House* war ganz so, wie Herr Levering es beschrieben hatte: ein stilles, behagliches Hotel zweiten oder dritten Ranges, aber durchaus an-

ständig. Die Schlafzimmer waren zwar etwas klein und kahl, aber gewissenhaft reinlich und behaglich. Die Speisekarte war überraschend reich und mannigfaltig, und ehe Alfred eine halbe Stunde in dem Hotel zugebracht hatte, fühlte er sich darin ganz heimisch und wohl. Herr Levering benahm sich ihm gegenüber äußerst taktvoll und hatte ihm so nebenher erzählt, er sei der Sohn eines wohlhabenden Farmers in Illinois, habe mehrere Jahre im Haus eines Verwandten in St. Louis in Missouri gelebt und von dessen Frau, einer Deutschen, und deren Kindern etwas Deutsch gelernt, und trage sich mit dem Gedanken, bei Pickneyville in Illinois eine große Ziegelei zu kaufen. Er sei zu dem Zweck nach New York gekommen, die neuesten Einrichtungen in diesem Gewerbezug kennenzulernen und einen Oheim in Empfang zu nehmen, welcher von einer Reise nach Europa zurück erwartet werde. Nach dem Diner oder Mittagessen überflog Herr Levering einige Zeitungen und schlug Alfred vor, einige Vergnügungsorte aufzusuchen, wo sie einen heiteren Abend verbringen könnten. Allein Alfred hatte keine Lust dazu, empfand sich etwas ermüdet und wollte noch an sein Mütterchen schreiben, um dieser seine glückliche Ankunft zu melden, was Herr Levering ganz natürlich fand und billigte, aber sich doch nicht enthalten konnte, ihn wegen seiner deutschen Gewohnheit, früh zu Bett zu gehen, zu necken.

»Sie werden ja Ihren Brief bald geschrieben haben, und dann könnten wir immerhin uns noch einige vergnügte Stunden machen«, sagte er. »Ich will Sie nicht verführen. Handeln Sie ganz nach Gutdünken. Ich für meinen Teil habe heute Abend noch einige Ausgänge zu machen. Aber für morgen biete ich mich Ihnen mit Vergnügen als Begleiter an, da ich nichts Besseres zu tun habe. Wir wollen dann die Sehenswürdigkeiten von New York miteinander besichtigen: den Hafen, die großen Avenues und endlich den Central Park, von dem Sie wohl schon gehört haben werden und der in seiner Art einzig ist.«

Alfred nahm das Anerbieten dankbar an. Nach dem Tee oder

»Supper«, Abendbrot, wie Herr Levering es nannte, verabschiedeten sie sich, beiderseits anscheinend sehr befriedigt von der gemachten neuen Bekanntschaft. Alfred ging auf sein Zimmer, um seinen Brief zu schreiben, während Levering das Hotel verließ, um seinen Abendspaziergang anzutreten.

2

Als Herr Levering auf die Straße trat, verriet sein Gebaren nichts von der Unentschiedenheit oder Unschlüssigkeit, womit ein müßiger, junger Mann einen Abendspaziergang in einer fremden Stadt anzutreten pflegt. Er schien im Gegenteil einen ganz besonderen wohlerwogenen Zweck zu verfolgen, denn er überschritt, ohne gerade übermäßige Eile zu zeigen, den Broadway, ging die Wall Street hinab, schlug dann wieder eine andere Durchfahrtsstraße ein und erreichte nach längerer Wanderung Gem Street, von wo er in ein anderes Häuserviertel einbog und endlich in ein Haus von wenig einladendem Aussehen trat. Mancher Fremde würde vielleicht gezaudert haben, nach Einbruch des Abends die Straße zu betreten, worin dieses Haus lag, und noch mehr, sich in dieses Haus hineinzuwagen. Nicht so Levering, dessen Züge ja länger einen desto finsternen und entschlosseneren Ausdruck angenommen hatten und der auch nicht zum ersten Mal hier gewesen zu sein schien. Denn er trat kühn ein, durchschritt einen langen, schmalen Gang, welcher in den rückwärtigen Teil des Hauses führte, öffnete die Tür am Ende desselben und betrat keck ein ziemlich geräumiges, langes, aber niedriges Zimmer, welches ein Wirts- oder Speisezimmer zu sein schien. An der einen Seite des Zimmers lief nämlich eine lange kahle Tafel mit hölzernen Stühlen hin, an der anderen verlief eine lange Bank, vor welcher kleine Tische mit Stühlen und Schemeln standen. Offenbar war es eine Schenke oder ein Speisehaus niederen Ran-

ges, aber in diesem Augenblick verlassen, denn nur am jenseitigen Ende des Gemachs kauerte ein älteres Weib von abstoßendem Äußeren vor dem Kaminfeuer und beobachtete das Brodeln in einem großen, eisernen Topf oder Kessel, worin sie kochte. Über dem Kamin brannte eine einzige Gasflamme.

Levering sah sich verwundert in dem leeren Gemach um, schritt auf die Alte zu und fragte barsch: »Wo ist der schwarze Tim? Ist er zu Hause?«

Das Weib schaute finster zu ihm auf, maß ihn einen Augenblick forschend und sagte: »Ich schätze, ich weiß es nicht.«

»Ich habe ihn hierher bestellt. Er sollte mich hier erwarten. Ist er noch nicht gekommen?«, fuhr Levering barsch und stolz fort.

»Ich glaube, er war schon da, weiß es aber nicht und kümmere mich auch nicht darum«, erwiderte das Weib nun ebenfalls barsch. »Ich schätze, er sagte, dass er wiederkommen werde, aber erst um zehn Uhr. Ihr seid zu früh gekommen.« Und sie wandte ihm kalt den Rücken und beschäftigte sich wieder mit ihrem Kochen.

»Ich weiß, dass er um zehn kommen wollte, aber ich möchte ihn früher sprechen. Das Geschäft lässt sich nicht so abmachen, wie ich gedacht habe. Wo kann ich den schwarzen Tim finden? He, könnt Ihr mir keine Antwort geben, Alte?«, fügte er nach einer Weile, nachdem er vergebens auf Erwidderung gewartet hatte, ärgerlich hinzu und rüttelte sie heftig an der Schulter.

»He, ich schätze, seht Euch vor, mir grob zu begegnen, Mann!«, versetzte die Alte zornig, wandte sich heftig um und hielt Levering den schweren, eisernen Schürhaken drohend vors Gesicht. »Bin ich eine Schwarze, dass Ihr mir so begegnet? Ich rate Euch, nehmt Euch in acht, mit Mutter Carry anzubinden oder ihr grob zu begegnen! Ihr wärt der Erste nicht, dem sie einen Denkkzettel auf Lebenszeit gegeben hätte ... Was kümmern mich Eure Geschäfte mit Tim Baxter! Die jungen Stutzer, die hierher kommen, um mit Tim Geschäfte zu machen, sind meist Burschen, denen ich nicht über den Weg traue. Und Ihr werdet keine Ausnahme

machen ... Ich schätze, ich bin nicht gebunden, mich um Tims Treiben zu bekümmern oder Euch zu sagen, wo er zu finden ist. Lasst mich!« Sie hatte ihn dabei mit solch stechenden und forschenden Augen angesehen, dass Levering einigermaßen eingeschüchtert und verlegen wurde.

»Na, es war nicht so böse gemeint, Madame«, sagte er nun in höflicherem Ton. »Die Sache hat eben Eile, und ich möchte Tim Baxter sprechen. Könnt Ihr mir nicht jemand nennen, der mir sagen kann, wo ich Tim finden kann? Ich bitte darum.«

Mit einem unwilligen Brummen ging das alte Weib zu einem Sprachrohr in der Ecke des Zimmers, rief einen Namen hinein und wandte sich dann wieder zu ihrem Geschäft, ohne Levering einer Antwort zu würdigen. Eine Minute später trat aus einer Seitentür ein Mulatte oder farbiger Junge und fragte nach dem Begehren der Alten.

»Da, wende dich an den Herrn! Der wird dir sagen, was er von dir will«, versetzte die Alte brummig und deutete über ihre Schulter auf Levering. Dieser nahm eine derartige Behandlung nicht übel, denn er sah ein, dass mit dem alten Weib nichts zu machen war, drückte dem Jungen einen Schilling in die Hand und bat ihn, den schwarzen Tim so rasch wie möglich herbeizuschaffen. Der farbige Junge verschwand. Levering setzte sich auf eine Bank, und das alte Weib, welches nun seine Schuldigkeit getan hatte, kümmerte sich nicht weiter um ihn, sondern machte sich mit seinem Kessel zu schaffen.

Levering brauchte nicht lange zu warten, denn nach wenigen Minuten erscholl draußen auf dem Gang ein schwerer Mannesritt, und ein riesenstarker Mann von verwahrlostem Aussehen und einem brutalen, abstoßenden Gesicht, ein Exemplar vom schlimmsten und gefährlichsten Typus der New Yorker Rowdys und Spitzbuben trat in das Zimmer. Es war Timothy Baxter, gemeinhin der *schwarze Tim* genannt.

»Nun«, sagte er ohne ein Wort des Grußes, »Ihr seid ja gewaltig früh da? Ist das Geschäft nun in Ordnung?«

Anstatt zu antworten, deutete Levering warnend auf das alte Weib und sah dann Tim fragend an.

»O, es hat nichts zu sagen. Sie belästigt uns nicht im Gerings-ten«, fuhr Tim fort. »Vor Mutter Carry haben wir kein Geheimnis, denn sie könnte die Hälfte von uns an den Galgen bringen, und wir müssen ihr vertrauen. Anfangs trauten wir ihr, weil sie uns nützlich war, und jetzt müssen wir ihr vertrauen, weil wir keine andere Wahl haben. Sprecht nur unumwunden, Major.«

Der Ausdruck in Leverings Gesicht zeigte aber, dass ihn diese Auskunft nur halb befriedigte. Er hatte gewähnt, er habe Tim jenen Wink unbemerkt gegeben, aber die Alte schien trotz der Dunkelheit des Zimmers denselben doch bemerkt zu haben.

Sie warf Levering einen finsternen Blick zu und rief höhnisch: »Er will dich fragen, Tim, warum ihr mich nicht schon längst totgeschlagen habt? O, ich lese es in seinen Gedanken, Tim, und ich durchschaue ihn ganz. Braucht es gar nicht zu leugnen, Fremdling! Braucht Euch gar nicht auf eine Lüge zu besinnen, denn ich schätze, ich kenne Euch. Wer hierher kommt, um mit unseren Burschen zu verkehren, der ist auch keiner von der besten Sorte, und ich traue Euren falschen Augen nicht. Freilich, wenn es auf Euch ankäme, da würdet Ihr mich aus dem Weg schaffen lassen, und Ihr sollt wohl nicht der Einzige sein, welcher der alten Carry ins Jenseits verhelfen würde. Aber ich will Euch etwas sagen, Fremder ...«

»Still, Alte! Ich schätze, der Mann hier braucht nichts von unseren Geschäften zu wissen.«

»Aber er soll es dennoch erfahren, unter was für Leuten er sich befindet! Er soll es erfahren, und du auch, Tim!«, hohnlachte die Alte. »Es kann gar nichts schaden, wenn ich Euch sage, weshalb Ihr mich fürchtet. Das ist eine Tatsache! Schaut, Fremder! Die alte Carry ist eine Hexe, und alle die Burschen hier herum wissen es. Sie kann ihnen ihr Schicksal voraussagen und ihnen Glück oder Unglück, je nachdem sie sie behandeln, und das wissen sie wohl. Es sind vielleicht zwei oder drei unter ihnen, wel-

che der alten Carry den Hals umdrehen würden, wenn sie es nur wagen könnten. Aber die Mehrzahl unserer Jungen würden es verhindern, weil sie wissen, dass sie viele Wochen kein Glück mehr hätten, wenn sie ihr nur ein Haar krümmten. Und so kommen beide Teile gut miteinander aus.«

»Ah, Ihr seid also wirklich eine Hexe, Mutter Carry?«, fragte Levering spöttisch. »Könnt Ihr mir vielleicht auch voraussagen?«

»O ja, voraussagen und voraussagen könnte ich Euch, aber ich will nicht, ich würde mich schämen«, versetzte die alte Frau trotzig.

»Schämen? Und warum, altes Gestell?«, fragte Levering etwas geärgert.

»Weil es keine Kunst ist, zu sagen, wer Ihr seid, Junge«, erwiderte die Alte geringschätzig. »Bei meiner Seele, ein Kind kann das von Eurem Gesicht ablesen, wenn es in Eure falschen Augen schaut, wenn Ihr auch noch so ehrlich tut. Ich schätze, ich könnte Euch ziemlich genau sagen, um welches Geschäftes willen Ihr hierher gekommen seid. Aber Black Tim mag sich in acht nehmen! Er wird herausfinden, dass er sich bei diesem Geschäft in den Finger schneidet.«

Tim murmelte etwas vor sich hin, was gewiss kein Segenswunsch war. Er strich sich nachdenklich seinen schwarzen Bart und winkte Levering, ihm an das entgegengesetzte Ende des Zimmers zu folgen, wo sie dann so leise miteinander verhandelten, dass niemand etwas davon verstehen konnte. Die alte Carry schien übrigens auch gar keinen Anteil an ihrer Unterhaltung zu nehmen, sondern ihre ganze Aufmerksamkeit ihrem Kessel oder ihrem Feuer zuzuwenden.

»Nun, habt Ihr ihn gefunden?«, fragte Tim.

»Ja, ich sah ihn an Bord des *Hermann*«, entgegnete Levering. »Ich würde ihn auch ohne fremde Hilfe erkannt haben. Aber ich wollte doch meiner Sache gewiss sein und ließ mir ihn zeigen. Ich habe sogar mit ihm gesprochen.« Und nun erzählte er Tim ziemlich ausführlich, auf welche Weise er sich Alfred genähert habe. »Und so habe ich, als er heute Abend nicht mit mir ausge-

hen wollte, ihm vorgeschlagen, ihm morgen Abend den Central Park zu zeigen. Wir wollen gegen Abend dort sein, und dort muss es geschehen, denn übermorgen reist er in den Westen ab.«

»Im Central Park?«, fragte Tim unmutig. »Das ist ein ver wünscht ungeschickter Platz für unser Geschäft, und zumal am hellen Tag.«

»Bah, dort sind abgelegene Stellen genug«, meinte Levering. »Ich weiß einige Stellen, wohin die Bauleute ihren Schutt geführt haben, und andere, wo Erde gegraben wurde und noch tiefe Löcher sind. Das passt ganz in unseren Kram. Ich werde dafür sorgen, dass er dorthin kommt, und zwar gegen Abend, wo nur wenige Leute mehr um den Weg sind. Und bedenkt, er hat einige Hundert Dollar bei sich, die Euer Jägerrecht sind.«

»Hm, das wäre schon recht«, sagte Tim. »Wenn er aber vermisst wird? Er hat doch hoffentlich niemand in New York, der ihn vermissen wird, wie? Und Ihr habt ihm doch nicht Euren Namen genannt?«

»Natürlich nicht! Ich gab ihm eine Karte, die ich in meinem Zimmer gefunden hatte und die mir vollkommen den Dienst tat, denn der Junge ist noch ganz grün und unerfahren und kennt natürlich meinen wahren Namen so wenig wie ...« Levering brach aber so jählings ab, dass eine ziemlich verlegene Pause entstand.

»Aha, Ihr wolltet vermutlich sagen: wie den meinen. Daran habt Ihr recht, Major, denn man kann nicht vorsichtig genug sein. Ich will ebenfalls nichts Näheres über den jungen Dutchman erfahren. Ein Mensch ist mir so lieb wie der andere. Ihr habt mich bezahlt und gedungen, und ich will meinerseits den Vertrag erfüllen. Also genug davon! Ihr sollt mir jetzt nur noch sagen, wann und wo ich Euch treffen kann.«

Levering gab ihm ganz leise die gewünschte Auskunft, welche so genügend befunden wurde, dass Black Tim damit einverstanden war und Levering aufstand, um sich zu entfernen.

»Ich möchte doch wissen, was die Alte vorhin mit ihrer War-

nung meinte, als sie sagte, ich werde mich bei dem Geschäft in den Finger schneiden«, sagte Tim, unwillkürlich ernst werdend. »Habt Ihr der Frau denn gesagt, was wir vorhaben?«

»Ei, warum nicht gar? Wie könnte mir so etwas einfallen?«, sagte Levering. »Kümmert Euch nicht darum! Sie ist eine boshafte, alte Kröte, welche sich den Spaß machen will, Euch einzuschüchtern und verlegen zu machen. Eine halb blödsinnige Alte!«

»Kann sein, Major! Kann sein!«, sagte Tim; »aber so dumm, wie Ihr meint, ist sie doch nicht, und sie hat ihre Tücke hinter den Ohren. Ihr habt sie vielleicht verletzt, und dies verzeiht sie Euch nicht. Ich kann sagen, unsere Burschen fürchten sie ordentlich, denn schon viele von ihren Prophezeiungen sind in Erfüllung gegangen. Sie meinte etwas mit ihrer Warnung, darauf will ich meinen letzten Dollar verwetten.«

»Na, ich kehre mich nicht an ihre Warnung. Ich werde das Meine tun. Tut Ihr dann das Eure, Tim!«, sagte Levering, verabschiedete sich von dem Spitzbuben, ging an der Alten vorüber und verließ das Zimmer und das Haus. Sobald Levering die Gem Street erreicht hatte, mischte er sich eilends unter die Vorübergehenden und sah sich mehrmals um, ob ihm niemand folgte. Allein Tim wenigstens dachte daran nicht, sondern trank erst noch einen Grog, den ihm Mutter Carry bereiten musste, steckte sich dann ein frisches Priemchen Kautabak in den Mund und verließ dann das Haus in einer anderen Richtung als derjenigen, welche sein Auftraggeber eingeschlagen hatte.

Levering hatte sich in einen anderen Stadtteil begeben und einige Stunden in einem Tingeltangel- oder Varieté-Theater, wie man diese in New York nennt, verbracht. Dann kehrte er zum *Amsden House* zurück, wo er auf seine Nachfrage erfuhr, dass Alfred Richter seinem Vorsatz gemäß sich früh auf sein Zimmer zurückgezogen hatte. Am anderen Morgen trafen sich beide beim Frühstück, dessen Fülle und Mannigfaltigkeit der Speisen Alfred nicht wenig überraschte. Levering wollte ihn nun sogleich

in Beschlag nehmen. Allein Alfred hatte nur einen Teil der Entmutigung abgeschüttelt, welche von der Ankunft in einem fremden Land unzertrennlich ist. Die helle Morgensonne und vielleicht auch die Freude darüber, dass er in Herrn Levering einen solch hilfsbereiten Freund gefunden hatte, liehen ihm eine gewisse Zuversicht und Festigkeit. Er lehnte vorerst die Einladung Leverings ab, um den Bankier aufzusuchen, an welchen er empfohlen war, und sich die Mittel zur Reise ins Innere zu holen. Herr Levering machte ihm ein Kompliment über seine geschäftsmäßige Pünktlichkeit und erbot sich nicht zur Begleitung, denn es lag in seinem Plan, sich nicht an solchen Orten gemeinsam mit Alfred sehen zu lassen, wo man diesen etwa kennen konnte.

Die Office oder Zahlstube der Firma *Stettenheim & Comp.* in New York war in Wall Street, der Straße des Bankiers. Alfred hatte von Frankfurt aus noch ein besonderes Empfehlungsschreiben an die Firma mitgebracht, wurde daher von einem der Prinzipale freundlich empfangen und über sein Reisevorhaben ausgefragt. Als er seine Absicht äußerte, nicht lange in New York zu bleiben, sondern so rasch wie möglich an sein Reiseziel zu gelangen, billigte der Bankier sein Vorhaben.

»Sie haben ganz recht, nicht lange hier zu verweilen«, sagte er. »New York ist kein Platz für unerfahrene, junge Leute. Wären Sie mir auch von meinem Bruder nicht so gut empfohlen worden, so würde ich um Ihres Onkels Holz willen, mit dem wir schon so manche Geschäfte gemacht haben, mich Ihrer annehmen. Ich möchte Ihnen daher Folgendes vorschlagen: Erheben Sie hier nicht mehr Geld, wie Sie momentan zur Reise nach St. Louis bedürfen, denn es ist gefährlich für Fremde, viel Geld bei sich zu führen. Ich werde Ihnen ein Reisebilletts erster Klasse nach St. Louis holen lassen und schlage Ihnen vor, fünfzig Dollar in bar mitzunehmen, obwohl Sie diese unterwegs kaum gebrauchen werden. In St. Louis wenden Sie sich dann an unseren Korrespondenten, welcher Ihnen ein Fahrbilletts und eine Anweisung an einen Geschäftsfreund in Kansas City mitgeben wird. In Den-

ver wird man Ihnen dann behilflich sein, Ihre weiteren Bedürfnisse einzukaufen und wohlbehalten nach Andrew Jackson City zu kommen. Dies ist mein wohlgemeinter, unmaßgeblicher Vorschlag, der sich auf Erfahrung gründet. Ich überlasse es Ihnen, denselben anzunehmen oder nach eigenem Gutdünken zu handeln.«

»Ich ziehe vor, mich von Ihnen beraten zu lassen, und bin Ihnen für Ihre freundliche Teilnahme sehr verbunden«, erwiderte Alfred sehr gerührt.

Herr Stettenheim ließ ihrer nun sogleich ein Reisebillet für die Eisenbahn bis St. Louis holen und einen Kreditbrief ausfertigen.

Alfred erklärte, dass er sogleich am folgenden Tage dorthin abreisen wolle. Herr Stettenheim, welchem der frische, bescheidene, unschuldige Jüngling gefiel, gab ihm noch manche gute Ratschläge mit auf den Weg. Er falle nicht nach deutscher Weise sein Herz immer auf der Hand tragen, sich nicht mit dem nächsten besten Reisegefährten vertraulich einlassen, namentlich denjenigen misstrauen, welche sich ihm mit anscheinender Biederkeit und Zutraulichkeit zu nähern versuchten, wenn sie auch noch so gut gekleidet seien, und niemand in seine Zukunftspläne und Verhältnisse einweihen. Alfred erschrak beinahe über diese Warnung, weil er sich schon lange hatte hinreißen lassen, Herrn Levering mit seinen Verhältnissen einigermaßen bekannt zu machen, obwohl er diesen für einen vollkommenen Ehrenmann hielt. Er versprach aber Herrn Stettenheim, dass er seine Ratschläge gewissenhaft befolgen wolle, und schied mit dem herzlichsten Dank von ihm. Im *Amsden House* erwartete Herr Levering seinen jungen Freund und schlug ihm vor, wenigstens noch einige kleine Ausflüge vor Tisch zu machen, nach Tisch aber eine größere Rundfahrt anzutreten und diese mit einem Besuch des Central Parks zu beschließen.«

»Den Central Park dürfen Sie nicht versäumen«, sagte er lächelnd. »Es ist ja doch einer der schönsten und großartigsten Parks in der ganzen Welt. Wenn Sie ihn nicht besuchen, hieße

dies, in Rom gewesen zu sein und den Papst nicht gesehen zu haben.«

»Ich bin ganz damit einverstanden«, erwiderte Alfred, »Ich habe schon so viel Merkwürdiges von diesem Central Park gehört, dass ich Sie gebeten haben würde, mich hinzuführen, wenn Sie mir es nicht selbst so freundlich angeboten hätten.«

»Das trifft sich ja trefflich, und ich kann Ihnen einen großen Genuss versprechen«, sagte Herr Levering mit unverkennbarer Freude.

Nach Tisch führte Herr Levering seinen Begleiter mittels Eisen- und Pferdebahnen durch die ganze Stadt, zeigte ihm die verschiedenen großen Squares oder eingezäunten, gartenähnlichen öffentlichen Plätze, die Anländen am Hudson und am East River. Alfred nahm einen überwältigenden Eindruck von der ungeheuren Stadt hin, hatte jedoch über die Unreinlichkeit der Straßen, über die Eintönigkeit der in langen Linien sich schnurgerade hinziehenden Häusermassen vieles einzuwenden, was Levering nicht gelten lassen wollte. Es ging schon gegen Abend zu, als sie halb ermüdet den Central Park erreichten, von wo sie dann mit einem Omnibus zum *Amsden House* zurückkehren wollten, um dort das Abendbrot einzunehmen. Alfred wäre am liebsten sogleich wieder umgekehrt, um das Abendbrot nicht zu versäumen, denn es schien ihm zu spät zu einer richtigen Besichtigung zu sein.

Allein Levering zog die Uhr hervor und sagte: »Es ist allerdings leider etwas spät geworden. Aber ich meine, wir durchwandeln erst einige der Hauptalleen und wenden uns dann sogleich dem romantischen Teil des Parks zu. Dafür wird die Zeit vor Einbruch der Nacht gerade noch reichen. Wir wollen wenigstens den Weg hierher nicht umsonst gemacht haben.«

Nach einiger Zeit schlug er vor, einen kürzeren Weg einzuschlagen, schritt ziemlich rasch über einen Wiesenplan hinüber, an einem felsigen Abhang hinauf und wieder hinunter. Alfred folgte ihm, wenn auch etwas verwundert. So verloren sie bald

die betreteneren Pfade des Parks aus dem Gesichtsfeld und gerieten in einen Teil des Parks, welcher ganz entlegen, wild und ungepflegt, aber nichts weniger als romantisch war. Unter alten, abgestorbenen Bäumen und in der Nähe dichter Gebüschelagen Haufen von Bauschutt, zerbrochenen Backsteinen, Mörtelstücken und große Erdhaufen, welche aus tiefen Löchern ausgegraben waren. Der Ort war unheimlich einsam.

»Das ist ja eine wahre Wildnis und ein armseliger Platz! Das werden Sie doch nicht romantisch nennen wollen?«, fragte Alfred.

»Romantisch? Nein, fürwahr, das ist es nicht!«, rief Levering mit einem lauten Lachen, welches so seltsam und gezwungen klang, dass sich Alfred unwillkürlich nach ihm umwandte.

»Was haben Sie? Sie sind ja ganz blass. Sind Sie krank?«, fragte er ihn.

»O, keineswegs. Befand mich niemals besser!«, sagte Levering, ernsthaft werdend. »Ich bin nicht bleich, sondern das ist nur die Wirkung des aufgehenden Mondes. Allein Sie sind blass, als ob Sie sich fürchteten ... Kommen Sie! Ich habe mich verirrt, wie es scheint ... wir wollen um jene Baumgruppe biegen ... dort links ... dann werden wir ... werden mir vielleicht etwas Besseres sehen!«

Leverings Benehmen war ein so gezwungenes und seine Stimme so verändert, dass Alfred ihn betroffen anblickte und sich unwillkürlich an die Warnungen erinnerte, welche ihm Herr Stettenheim gegeben hatte.

»Ich fürchte mich nicht«, sagte Alfred, »aber ich begreife nicht, was wir hier tun sollen.«

»Aha, Sie haben wohl eine Pistole oder einen Revolver bei sich?«, fragte Levering. »Alle Fremden, wenn sie hierher kommen, meinen ja, sie müssen sich damit versehen.«

»Wie kommen Sie nur auf diese seltsame Frage?«, erwiderte Alfred. »Nein, ich habe keine Waffe außer diesem Rohrstock mit einem Bleiknopf, der eine ziemlich gute Waffe ist und den mir ein Freund zum Andenken gegeben hat.« Und damit ließ er den

Stock um seinen Kopf pfeifen. Da er ein sehr kräftiger Bursche war, so mochte dieser Spazierstock mit dem Bleiknopf in seinen Händen als eine gar nicht zu verachtende Waffe erscheinen. Levering ging immer langsamer, je mehr sie sich der bezeichneten Waldecke näherten, welche an sich schon düster war und durch die hohen Baumkronen noch mehr verdunkelt wurde. Er schaute auf seine Uhr und sah sich unbehaglich nach allen Seiten um.

»Fürwahr, jetzt sollte man meinen, Sie fürchteten sich, Herr Levering«, sagte Alfred lächelnd. »Sie sind ganz bleich und aufgeregt und gewiss blässer als ich. Aber was tun wir hier? Machen wir uns fort von diesem unheimlichen Ort!« Dabei schritt er tüchtig aus. Levering folgte ihm zögernd, sah sich ängstlich nach allen Seiten um und eilte dann Alfred nach, blieb aber immer ein paar Schritte hinter ihm zurück.

Als sie nun unter dem tiefsten Schatten der Bäume weitergingen, griff Levering heimlich mit der Hand in seine Brusttasche und schien dort einen Gegenstand zu erfassen. Er zauderte aber immer noch.

Mittlerweile trat Alfred in den vollen Mondschein hinein, erstieg eine kleine Anhöhe, welche vor ihm lag, sah sich lächelnd in der Runde um und sagte: »Hier oben ist allerdings nichts Romantisches, Herr Levering, aber man hört und sieht doch einiges Leben, und dies ist nach jedem unheimlichen Winkel angenehm. Ich höre und sehe dort einige Fuhrwerke, denen ich nachgehen will. Finde ich einen Mietwagen, so werde ich ihn nehmen, und wir wollen dann nach Hause fahren.« Und damit eilte er weiter.

Als Levering die kleine Anhöhe erklommen hatte, blieb er einen Augenblick stehen und blickte nach jenem verwahten Winkel des Parks zurück mit einem Gesicht, in welchem sich Ärger und getäuschte Erwartung deutlich ausdrückten. Mühsam bekämpfte er seine Verlegenheit und holte seinen Begleiter ein, welcher bereits eine hack oder Mietkutsche gefunden hatte und ihn erwartete. Auf der Heimfahrt und bei dem speziellen Abendbrot, welches sie sich bestellen mussten, da das allgemeine Sup-

per schon vorüber war, versuchte Levering wieder so heiter und unbefangen wie möglich zu erscheinen, allein seine Lustigkeit hatte doch etwas Erzwungenes, welches Alfred auffiel. Dann schützte Levering trotz der Ermüdung, welche er nach dem langen Spaziergang unbestreitbar fühlen musste, noch einen unaufschiebbaren Ausgang vor, welcher ihn um das Vergnügen bringe, nach seinem Versprechen, sich Alfred zu widmen, und ging nach kurzem Abschied weg, worauf Alfred sich auf sein Zimmer begab. Sobald Levering *Amsden House* verlassen hatte, eilte er in derselben Richtung davon wie am Abend zuvor und suchte dasselbe verdächtige Haus in der abgelegenen Straße wieder auf. An der Tür desselben fand er den kleinen Mulattenjungen, welcher sich trotz seiner Jugend in der erfrischenden Abendluft mit einer Pfeife Tabak gütlich tat. Die Atmosphäre in dieser engen Straße war zwar an diesem Sommerabend noch schwül und drückend genug; allein der kleine Mulatte lehnte behaglich am Türpfosten und schmauchte vergnügt wie ein Alter.

»Na, Fremder! Ihr streicht schon wieder hier herum?«, redete er Levering an. »Wollt Ihr zu Madame Carry oder zu ...«

Levering wollte ihn ohne Umstände beiseiteschieben, da er nicht in der Stimmung war, mit dem kleinen Stiefelputzer zu plaudern.

Aber der Junge hielt ihn am Rock fest und sagte: »Halt, Sir! Geht heute Abend nicht in diese Stube! Ihr solltet nicht so hochmütig sein, wenn man Euch einen guten Dienst erweisen will. Bleibt draußen!«

»Warum denn?«, fragte Levering und blieb stehen, denn irgendetwas in dem Ton des farbigen Jungen fiel ihm auf.

»Das will ich Euch sagen, Fremder«, versetzte der Mulattenjunge. »Es sind vier Burschen in dem Zimmer, mit denen Ihr leichter zusammen- als von ihnen loskommen würdet. Sie haben den ganzen Tag Branntwein getrunken, und die ganze Bande hat ihre Bowiemesser und die sechsschüssigen Pistolen bei sich ... Nehmt Euch in acht ... Ihr möchtet vielleicht wissen, was aus Black Tim

geworden ist, nicht wahr?«

»Allerdings«, entgegnete Levering erstaunt über die Wendung, welche die Unterredung genommen hatte.

»Wenn Ihr mir einen Bob (Schilling) geben wollt, so sollt Ihr es erfahren«, sagte der farbige Junge leise und geheimnisvoll. »Aber nicht hier, sondern Ihr müsst mich an der Ecke der Gem Street erwarten. Es ist nicht gut für mich, wenn man mich hier mit Euch plaudern sieht. Madame Carry hasst Euch, und, beim Donner, sie würde mich dann auch bald hassen und es mir tüchtig eintränken.«

So umständlich dies alles auch für Levering war, so hielt er es doch für das Gescheiteste, den Wink des Jungen zu befolgen. Er kehrte daher sogleich zu der breiteren Straße zurück und ging hier auf und ab, bis er nach einigen Minuten den Jungen herankommen und einen Wink geben sah, dass er ihm folgen solle. Levering tat dies, und der Junge führte ihn in eiligem Schritt etwa tausend Schritte weiter hinter die Ecke eines Plankenzaunes an einem Neubau, wo sie unbeobachtet waren.

»Bei Jove, Fremder, Ihr könnt von Glück sagen, dass Ihr mich heute zuerst getroffen habt und nicht in das Gastzimmer getreten seid«, hob der farbige Junge an. »Madame Carry ist heute unwirscher als je zuvor und hat mit den Burschen über Euch gesprochen. Die Burschen haben Dinge über Euch gesagt, dass mir die Haut schauderte.«

»Aber weshalb denn? Was habe ich den Leuten denn zuleide getan?«, fragte Levering erstaunt. »Was hat die alte Hexe gegen mich?«

»Madame Carry sagt, Ihr habt sie gestern Abend beleidigt und ausgelacht, und beim Donner, das verzeiht sie Euch nicht. Ich kenne sie und weiß Dinge von ihr, die sie getan hat ... na!«, sagte der Junge und schüttelte den Kopf, als ob ihm die Erinnerung daran nicht angenehm sei oder er nicht davon reden dürfe. »Madame Carry hat den Burschen von Eurem Besuch erzählt und gesagt, Ihr brächtet dem Haus Unglück, seid ein Polizeispion und

habt den schwarzen Tim verraten, denn heute Nacht kam die Polizei und verhaftete Tim, und nun ist er eingesperrt.«

»Tim im Gefängnis? Und warum denn?«, fragte Levering erschrocken.

»Warum?«, versetzte der Junge im Ton der tiefsten Geringschätzung. »Warum? Ei nun, Black Tim hat vielerlei auf dem Kerbholz. Tim ist ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder. Alle die Burschen dort sind Diebe und Mörder. Ihr wisst dies auch, Fremder, denn sonst wäret Ihr nicht gekommen und hättet Tim ein Geschäft aufgetragen. Das ist ja klar wie Brandy. Nun ja, Tim ist ein schlimmer Geselle, aber er hält sein Wort. Wenn er Euch verspricht, einen Menschen umzubringen oder ein Haus für Euch anzuzünden, so tut er es. Aber dieses Mal kommt er nicht mehr aus dem Gefängnis. Dieses Mal wird er gehenkt. Aber nehmt Euch vor den anderen in acht, denn sie glauben, Ihr hättet ihn verraten. Euer Leben ist keinen Levy (ein Achtel Dollar) mehr wert, wenn sie Euch kriegen.«

Levering wollte nichts weiter hören. Er drückte dem Jungen einen Dollar in die Hand und schritt in einer Richtung davon, welche ihn möglichst schnell aus der Nähe von Madame Carry brachte. Alfred war am anderen Morgen sehr überrascht, seinen neuen Bekannten nicht beim Frühstück zu sehen. Seine Verwunderung stieg aber noch, als er auf Befragen bei dem Kommissar am Schalter des Hotels erfuhr, Levering sei die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen, erst am frühen Morgen wieder erschienen, habe seine Zeche bezahlt und sein Gepäck abgeholt und sei davongefahren, ohne wissen zu lassen, wohin. Alfred konnte sich dies um so weniger erklären, als Levering versprochen hatte, ihn zu der Eisenbahn zu begleiten. Er reiste daher allein ab, musste aber lange über Leverings rätselhaftes Benehmen nachdenken.

Alfred Richter hatte, wie alle wissbegierigen Jungen, sehr viel über Amerika gehört und gelesen und war einigermaßen bekannt mit den wunderbaren Fortschritten des Landes, mit der ungeheuren Ausdehnung seines Gebiets, mit der fabelhaft anschwellenden Menge seiner Bevölkerung und mit feinen großen Städten. Trotzdem aber sah seine aufgeregte Fantasie sich doch einigermaßen enttäuscht, weil er gar nichts von den Szenen sah, auf welche ihn *Der letzte Mohikaner*, die *Lederstrumpf-Erzählungen* und andere Geschichten Coopers vorbereitet hatten. Als er nach einer Reise von tausend englischen Meilen und mehr in St. Louis einen Tag lang anhielt, war er förmlich überrascht, so fern von der Meeresküste eine solche ungeheure Stadt zu finden, welche ebenso rührig und geordnet, aber um so vieles größer war als irgendeine deutsche Stadt, die er gesehen hatte. Vom Fenster des Eisenbahnwagens aus hatte er sich die größte Mühe gegeben, wenigstens ein paar Hirsche oder Klapperschlangen zu sehen. Erst als er St. Louis vielleicht hundert Meilen hinter sich hatte, glaubte er in der Prärie von fern ein paar Büffel zu sehen, welche vielleicht auch nur friedlich weidende Hauskühe waren. Jedenfalls sah er während der ganzen Fahrt mit der Eisenbahn keinen einzigen von jenen edlen Indianern, welche er in den Cooper'schen Erzählungen so anziehend geschildert gefunden hatte. Endlich erreichte Alfred Kansas City, wo er den Agenten aufsuchen sollte, an welchen ihn Herr Stettenheim gewiesen und dem dieser bereits telegrafische Nachricht gegeben hatte. Der Agent erwartete ihn daher schon an der Eisenbahn, denn er war zugleich auch der Geschäftsmann von Mister Christoph Holz und hatte von diesem den Auftrag, Alfred mit allem zu versehen, was diesem für seine Ausrüstung nötig war, und ihm zugleich die erforderlichen Ratschläge und Beihilfe zu geben, um die Ranch des Onkels sicher zu erreichen. Alfred musste mindestens einige Tage in Kansas City bleiben, um seine Ausrüstung zu ver-

vollständigen. Der Agent sagte ihm, er habe dann noch vier- oder fünfhundert Meilen weiter mit der Eisenbahn zu reisen und werde dann auf einer gewissen kleinen Station an der Bahn von einem Wagen erwartet, welchen ihm Herr Holz entgegenschicken werde, um ihn vollends zu der Ranch zu bringen.

Der ganze Tag nach Alfreds Ankunft in Kansas City wurde damit verbracht, um unter der Führung des Agenten alle diejenigen Gegenstände einzukaufen, welche er nach Mister Holz' Anordnungen mitbringen sollte, als da waren: Wollhemden, hohe Stiefel, Sattel und Zaum, Kleider, Hüte und vor allem eine Hinterlader-Büchse, eine Lancaster-Doppelflinte und ein sechsschüssiger Revolver, welchen der Agent für besonders notwendig hielt und der ihm eine etwas beunruhigende Vorstellung von den Zuständen in der Gegend gab, welche er fortan bewohnen sollte. Mehr Freude verursachten ihm die beiden Jagdgewehre, von denen er sich einen ausgiebigen Gebrauch in seinem künftigen Aufenthalt versprach. Die Kunde, dass er nun unterwegs keine größere Stadt mehr treffen würde, ließ es Alfred trotz seiner Sehnsucht, zu der Ranch des Oheims zu kommen, doch geraten erscheinen, noch einen weiteren Rasttag in Kansas City zu machen und vielleicht auf lange Zeit vom zivilisierten und städtischen Leben Abschied zu nehmen. Wie er nun am zweiten Tag nach dem Mittagmahl ziellos durch die Stadt schleuderte, um sich dieselbe noch einmal in Ruhe anzusehen, begegnete ihm etwas Eigentümliches, was er später für ein lächerliches Missverständnis anzusehen geneigt war und seiner Zerstretheit zuschrieb. Als er nämlich an einem Hotel oder einem Speisehaus vorüberging und zufällig in den Eingang desselben hineinschaute, begegnete er dem Blick eines Mannes, welcher hinter der Glastür stand. Im Nu schreckte Alfred zusammen, denn er glaubte in dem Mann den Mister Levering erkannt zu haben. Er stutzte nur wenige Minuten, riss dann die Tür auf und trat in den Vorraum oder Flur, sah aber niemand. Vier bis sechs Türen mündeten an verschiedenen Stellen in das Innere des Hauses

und würden natürlich jedem, welcher ihm auszuweichen versucht hätte, einen Rückzug gesichert haben. Allein Alfreds Eintritt war dem ersten Anblick des Mannes so rasch gefolgt, dass dieser nicht hätte verschwinden können, wenn er nicht auf seiner Hut gewesen wäre. Allein er war verschwunden, und warum er dies getan und weshalb er Alfred auszuweichen versucht hatte, das war diesem ganz unerklärlich. Während Alfred sich noch mit ganz verblüffter Miene umsah, kam ein farbiger Aufwärter aus einem der entfernteren Zimmer und fragte beim Anblick eines Fremden artig nach dessen Begehren. Der junge Deutsche war im Augenblick verlegen um eine Erklärung. Es gelang ihm aber doch, dem Mann begreiflich zu machen, er habe einen Bekannten hier hinter der Glastür zu sehen gewähnt und suche denselben auf. Der Aufwärter stieß eine Tür auf und sagte: »Hier ist der Salon, wo die Herren immer aus und ein gehen. Ist der Herr nicht hier?«

Alfred sah sich um, aber in dem geräumigen Saal war niemand, der mit dem Gesuchten auch nur die geringste Ähnlichkeit hatte. Als auch der Mann an dem Schanktisch einen Mister Levering nicht zu kennen oder gesehen zu haben versicherte, verließ Alfred das Haus wieder in nicht geringer Verlegenheit darüber, dass er sich so geirrt habe. Der Vorfall hatte ihm die zwei Tage seines Aufenthaltes in New York wieder lebhaft in die Erinnerung zurückgerufen. Er hätte darauf schwören mögen, dass er Herrn Levering leibhaftig gesehen habe, denn das waren seine Augen, seine Züge, seine Größe gewesen. Und doch musste derselbe ja tausend Meilen und mehr von ihm entfernt sein. Allein alles Grübeln über diesen sonderbaren Zwischenfall brachte Alfred doch der Wahrheit nicht näher, und so beendete er denn seine Geschäfte und setzte sich am anderen Morgen wieder auf die Eisenbahn, um die letzte Strecke seiner Reise zurückzulegen. Vierundzwanzig Stunden darauf verließ er den Zug auf einer Station namens Big Turkey Springs als seinem Reiseziel, weil ihn hier der Wagen erwarten sollte, der ihn nach Holz'

Ranch bringen würde. In Kansas City hatte er von einer Stadt sprechen hören, welche man dort Big Turkey Springs City nannte. Allein Alfred konnte hier außer dem hölzernen Stationsgebäude und einigen benachbarten Hütten, welche vielleicht für die Eisenbahnbediensteten errichtet waren, kein einziges Haus entdecken. Er fragte daher einen Mann, der sich soeben ein Priemchen Kautabak in den Mund steckte, dem davonfahrenden Zug nachblickte und der einsame Portier der Station zu sein schien, wo die Stadt denn liege.

Der Mann wandte sich langsam um, betrachtete Alfred, welcher neben seinen Koffern und Paketen stand, und erwiderte nach einigem Besinnen: »Ich schätze, Ihr seid hier im Westen fremd. Ein Britischer vermutlich, nicht wahr?«

»Ein Fremder allerdings, aber ein Deutscher«, versetzte Alfred.

»Dachte ich es doch«, sagte der Mann mit spöttischem Lächeln.

»Ihr seid ein Fremder und kennt nicht einmal eine Stadt im Westen, wenn Ihr darin seid. Dies hier ist Big Turkey Springs City. Diese Ansiedelung ist auf dem besten Weg, eine Stadt zu werden. Ihr seid wohl der junge Dutchman, welcher zu Squire Holz will?«

»Der bin ich«, erwiderte Alfred.

»Ihr werdet erwartet. Es ist ein Mann mit einem Gespann hier herum irgendwo. Er hat auf Euch gewartet ... aha, dort ist er!« Und damit stieß er einen seltsamen Ruf aus, welcher aus einiger Entfernung beantwortet wurde, und Alfred sah nun einen Mann hinter einigen Bäumen hervorkommen.

»Das ist der Herr von Holz' Ranch«, sagte der Portier, auf den Mann deutend, schlenderte weiter, als ob er nun kein weiteres Interesse mehr an der Sache hätte, und überließ es Alfred, sich selber dem anderen vorzustellen.

Als dies geschehen war, sagte der Mann von Holz' Ranch, auf Alfreds Gepäck deutend. »Ich schätze, das sind wohl Eure *Fixings*? Wir wollen einige von den Jungen rufen, um sie zum Wagen zu bringen.«

Als Alfred dem Mann folgte, sah er sich auf einem rohen Weg, welcher zu drei oder vier niedrigen hölzernen Hütten oder *Shanties* führte, wo ein Wagen vom Aussehen einer langen und sehr schmalen Kiste stand, der, wie Alfred richtig vermutet hatte, das Fuhrwerk von Holz' Ranch war. Sein Begleiter stieß einen Ruf aus, und die *Boys*, welche aber schon Männer in mittleren Jahren waren, kamen aus einem Stall herbei und schafften nach den Weisungen des Mannes die *Fixings* auf den Wagen. Dann wurden die Maultiere angespannt, der Kutscher und Alfred stiegen auf den Wagen, und dieser fuhr ohne viele weitere Worte davon.

»Wie weit ist es zu Mister Holz' Niederlassung?«, fragte Alfred.

»Dreizehn oder vielleicht auch vierzehn englische Meilen«, war die Antwort.

»Liegt sie in der Nähe der Stadt - Andrew Jackson City nämlich?«

»Wohl, ja, ganz nahe«, versetzte der Mann nach einem schlaun Blick auf den Frager.

»Ist die Stadt ein großer Ort?«, fuhr Alfred fort, mit einem Blick auf Big Turkey Springs.

»O ja, ein ziemlich großer. Es ist schon ein bedeutender Ort«, sagte der Fuhrmann mit einem pfiffigen Lächeln, sodass Alfred erst nach einiger Zeit weiterfragte, ob die Stadt auch viele Einwohner zähle.

»Na, es geht an, bis jetzt noch nicht, aber Ihr werdet es ja selbst sehen«, erwiderte der Rosslenker.

Nach einer Fahrt von etwas mehr als zwei Stunden auf einem Weg, welchen nur Fahrgeleise bezeichneten, und durch wellenförmiges Gelände, wie es die Plains oder höher gelegenen Prärien am östlichen Fuß der Felsengebirge zeigen, kam man an einem niedrigen, aber ziemlich geräumigen Bauernhaus vorüber, welches aber noch nicht einmal so bequem und dauerhaft gebaut war, wie die schwäbischen Bauernhäuser in Alfreds Heimat. Ein paar eingezäunte Grundstücke, ein Korral oder Viehhof aus ro-

hen Pfosten und einige braune, niedrige Hütten bildeten die Umgebung des Farmerhauses.

»Hier wohnt Squire Gosport, unser nächster Nachbar«, sagte der Fuhrmann. »In den Shanties von Doby dort hinten wohnen die Mexikaner.« Dabei deutete er mit der Peitsche auf die drei oder vier Hütten, welche anscheinend aus irgendeinem dunklen Lehm erbaut, in Wirklichkeit aber aus luftgetrockneten Backsteinen aufgemauert waren, den an der Sonne getrockneten Lehmsteinen, welche man auf Spanisch *adobes* nennt, was in der Sprache des fernen Westens in *doby* abgekürzt worden war. Eine Frau mit einigen Kindern erschien unter der Tür einer dieser Hütten, um den Wagen vorüberfahren zu sehen. Das pechschwarze Haar und die braune Hautfarbe von Mutter und Kindern verrieten genugsam ihr mexikanisches Blut. Dies waren die einzigen Menschen, welche Alfred auf dieser Fahrt sah. Kurz darauf fuhr der Wagen durch einen kleinen Fluss und eine kurze Anhöhe hinauf. Nach einer Viertelstunde sah Alfred auf einer Anhöhe ein anderes niedriges, aber langes Haus, welches teils aus Baumstämmen, teils aus Adobes erbaut und von umzäunten Grundstücken, Schuppen und Scheunen, Einfriedigungen und vier oder fünf Shanties umgeben war. In einem großen Korral dicht dabei sah man eine große Herde Rinder, mit welcher sich einige Mexikaner zu schaffen machten. Hinter dem Haus standen einige Obstbäume, und das Ganze machte besonders nach einer solch einfamer Fahrt durch eintöniges Präriegelände einen freundlichen und gastlichen Eindruck.

»Das ist Squire Holz' Ranch«, sagte der Fuhrmann, »und dort ist Squire Holz selbst.« Dabei deutete er auf einen hochgewachsenen ältlichen Mann, welcher hinter einer Gruppe Bäume hervorkam. Sein ernstes Gesicht war sonnenverbrannt und wettergebräunt, seine stämmige Gestalt sehnig und muskulös, seine Augen streng und blitzend. Er war einfach in groben Wollenstoff gekleidet, trug einen breitkrepfigen Schlapphut, hohe Stiefel mit Sporen, einen Revolver und ein großes, breites Bowiemesser

im Ledergürtel und eine Büchse auf der Schulter. *Ein eigentümlicher Brauch für einen Landmann auf seinem eigenen Gehöft*, dachte Alfred.

Unser junger Freund sprang vom Wagen, ging dem Squire entgegen und stellte sich ihm als Alfred Richter vor. Squire Holz schüttelte ihm kräftig die Hand und schaute ihn eine Weile fest und forschend an.

»Sei mir willkommen«, sagte er dann. »In deinem Gesicht und deinen Augen liegt etwas, was mich an meinen verstorbenen Halbbruder erinnert. Wenn du so brav und ehrlich bist wie er, so wünsche ich mir nichts Weiteres, und du sollst es gut bei mir haben. Sieh, dies hier ist Holz' Ranch. Gott gebe, dass er dir zu einer lieben Heimat werde.«

4

Dieser Empfang war einfach, aber wohltuend, und Alfred fühlte sich hier bald heimisch und suchte sich nützlich zu machen. Squire Holz, wie man ihn gemeinhin nannte, war der Besitzer von etwa fünftausend Morgen Landes und zahlreichen Herden von Rindern, Schafen, Pferden und Maultieren, die seinen Hauptreichtum bildeten. Er war ein wortkarger, einfacher, aber gottesfürchtiger Mann, welcher sehr zurückgezogen lebte und sich keinerlei Aufwand gönnte. Streng gegen sich selbst, war er es auch gegen andere, und er hasste nichts so sehr wie Müßiggang und Völlerei. Seine Lebenserfahrungen hatten ihn etwas misstrauisch gegen die Menschen gemacht. Obwohl Alfred ihm auf den ersten Blick sehr wohl gefallen hatte, so wollte er es ihm doch nicht sogleich zeigen, sondern ihn erst auf die Probe stellen, ehe er ihm seine Liebe und sein volles Vertrauen schenkte. Er machte ihn zunächst mit demjenigen bekannt, was er von ihm erwartete. Fleiß, Anhänglichkeit, Rechtschaffenheit und Umsicht.

Alfred sollte ihn in der Beaufsichtigung seines Gutes unterstützen. Damit er hierzu tüchtig werde, sollte Texas Dick, welcher ihn von der Eisenbahn abgeholt hatte, ihn in allem unterrichten, was auf einer solchen *cattlefarm* oder Viehgehöft an Geschäften vorkam. Alfred hatte ein halbes Dutzend Reitpferde und einige Hunde zu seiner Vergnügung. Er musste zuerst tüchtig reiten und die halbwilden Pferde einfangen und zureiten lernen, denn diese Kunst ist eine besonders wichtige auf den Prärien, wo das Vieh in einem halbwilden Zustand aufwächst. Sein Lehrer in diesen Künsten war Texas Dick, ein untersetzter, stämmiger Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, welcher schon lange in Squire Holz' Diensten war und dessen Frau den Haushalt auf der Ranch führte. Dick hatte an Alfred einen gelehrigen Schüler und ward ihm daher sehr ungetan, wenn dieser auch in vielen Stücken, zum Beispiel im Schießen und Distanzmesser, den Lehrer bald überholte und in anderen Dingen die ihm gezeigten Methoden verbesserte. Dabei war Alfred immer bescheiden und freundlich und gar nicht hochmütig, behandelte den Texaner niemals als einen Untergebenen, sondern immer als einen Gentleman, was Dick ihm hoch anrechnete. Als Alfred erst tüchtig reiten konnte, musste er Onkel Holz auf dessen Spazierritten über die ganze Ranch begleiten, damit er den Charakter des Bodens, die Weideplätze, die Brandmarken des eigenen Viehs und der Herden der Nachbarn kennenlerne, damit er die Grenzen und die einzelnen Weidegründe erfahre und die verschiedenen *Gehilfen* und *Vaqueros* (Rinderhirten) kennenlerne, welche in Squire Holz' Diensten standen und meist Mexikaner oder Halbblut waren, denn außer Texas Dick waren nur zwei Weiße auf der ganzen Ranch, nämlich ein Engländer und ein Amerikaner aus den Neuengland-Staaten, welche als Oberaufseher angestellt waren. Alfred war bald mit all den Männern auf der Ranch befreundet und bei ihnen beliebt, obwohl Texas Dick sein Lieblingsgefährte war. Er fand auch zu seiner Überraschung, dass er bald auch bei den Mexikanern sehr beliebt war, und zwar nicht

nur bei denen auf Onkel Holz' Gut, sondern auch bei denen von Gosports Ranch und auf viele Meilen in der Umgebung. Anfangs hielt er dies für das gewöhnliche Betragen dieser Leute und tat sich nichts darauf zugute. Bald aber bemerkte er doch, dass sie ihm gegenüber freundlicher waren als gegen andere Weiße. Er teilte einmal schüchtern und befangen seine Bemerkungen darüber Texas Dick mit, obwohl er fürchtete, der raue Grenzer werde ihn wegen dieser Eitelkeit auslachen.

Aber Dick hörte ihn ruhig an und sagte in vollem Ernst: »Ihr habt darin recht, Sir. Ja, diese *Greaser* (Schmutzfinken; Dick und die meisten seiner Kameraden nannten die Mexikaner niemals anders) sind Euch zugetan. Ihr werdet bei ihnen einen großen Stein im Brett bekommen. Ihr seid der erste Weiße, der ihnen gegenüber freundlich und höflich ist und ihnen hier und da eine Handvoll Rauchtabak schenkt. Das gefällt den dummen L...n.«

»So scheint es«, versetzte Alfred, »aber dabei ist ja nichts besonders. Diese Leute sind doch auch Menschen. Warum ist nicht jedermann freundlich ihnen gegenüber? Weshalb behandelt nicht jedermann sie freundlich? Warum seid zum Beispiel Ihr nicht artig gegen sie? Ich sehe wenigstens, dass Ihr es nicht immer seid, und die armen Burschen haben Euch doch nichts zuleide getan.«

»Nun ja, Ihr mögt recht haben«, erwiderte Dick nachdenklich und ohne alle Empfindlichkeit, »aber ich schätze, es liegt nicht in der Natur der meisten Weißen, gegenüber den *Greasers* irgendwie freundlich zu sein, und daher kommt es.«

Eine weitere Aufklärung oder Rechtfertigung ihrer Abneigung gegen die Mexikaner konnte Alfred weder von Dick noch anderen Weißen erlangen, mit denen er über diesen Sachverhalt sprach, obwohl die Mexikaner ebenso gut wie sie Anspruch darauf machen durften, zu den Weißen gerechnet zu werden. Seinen liebsten Spazierritt - denn niemand in diesen Gegenden legte je eine Strecke von zweitausend Schritten zu Fuß zurück, wenn er es so einrichten konnte - machte Alfred hinüber zu der

Ranch des nächsten Nachbarn, Squire Gosport. (Andrew Jackson City lag, beiläufig gesagt, in einer anderen Richtung, bestand nur aus einer Gruppe von einem halben Dutzend Häusern mit einem Kramladen und Postamt und war von den beiden Ranches ungefähr zwei Wegstunden entfernt.) Squire Gosport hatte eine ziemlich große Familie. Sein ältestes Kind war eine Tochter Emmy, ein hübsches Mädchen von siebzehn oder achtzehn Jahren. Anfangs war Emmy etwas schüchtern und zurückhaltend gegenüber dem jungen Deutschen. Als sie ihn aber näher kennengelernt hatte, erwies sie sich als ebenso freimütig, heiter und gutartig, wie sie hübsch war. Dabei war sie eine vortreffliche Reiterin. Wenn sie auf ihrem Lieblingspony saß, einem prächtigen Fuchs, den sie wegen seiner hellen Mähne *Goldfaden* nannte, so ritt sie über Stock und Stein mit einer Kühnheit, über welcher Alfred anfangs die Haare zu Berge standen und er oft Anstand nahm, ihr zu folgen, was sie sehr belustigte. Auf Gosports Ranch sah Alfred auch Texas Dick zum ersten Mal seine Geschicklichkeit als Rossbändiger zeigen. Er war eines Morgens mit Herrn Holz, Texas Dick und einem anderen Rossbändiger, einem Mexikaner namens Manuel, hinübergeritten, um dem »Zeichnen« der jungen Pferde mit dem Brenneisen beizuwohnen. Texas Dick hatte einen prächtigen, wilden, jungen Hengst mit dem Lasso aus der Herde herausgefangen, bestiegen und trotz seines Widerstrebens nicht nur geritten, sondern binnen einer Stunde auch so unterwürfig gemacht, dass das zitternde Tier sich Sattel und Zaumzeug auflegen ließ. Bei Tisch kam Alfred neben Emmy zu sitzen, und als sie auch auf Pferde zu sprechen kamen, machte er ihr ein Kompliment über die Schönheit und den Mut ihres Lieblingsponys *Goldfaden*.

»Ach, Herr Richter«, erwiderte sie, »da hätten Sie erst meinen *Schwan*, mein Schimmelpony, sehen sollen. Das war das schönste Pferd im ganzen Gebiet, und Vater hätte tausend Dollar für ihn bekommen können. Aber Herr Tony ritt ihn so nachlässig über einen felsigen Hang, dass Schwan den Fuß brach und man ihn

erschießen musste.«

»Wie schade! Aber wer ist denn Herr Tony?«, fragte Alfred.

»Wer Herr Tony ist? Wie? Das sollten Sie nicht wissen?«, fragte Emmy erstaunt.

»In der Tat nein, ich weiß es nicht«, versetzte Alfred verwundert. »Ich habe seinen Namen noch niemals nennen hören. Wer ist er oder wer war er denn eigentlich?«

»Er ist ein entfernter Verwandter von Herrn Holz und lebte bei ihm bis wenige Monate vor Ihrer Ankunft«, sagte Emmy. »Er verschwand plötzlich, und niemand weiß, wo er nun ist oder was aus ihm geworden ist.«

»Warum ging er denn fort?«, fragte Alfred, der sich nun erinnerte, dass Ohm Holz ihm beiläufig einmal von einem Verwandten gesprochen, der ihn verlassen habe.

»Ich weiß es wahrlich nicht«, versetzte Emmy. »Niemand scheint es genau zu wissen und Squire Holz nicht gern davon zu sprechen. Sie scheinen beide nicht ganz im Frieden voneinander geschieden zu sein. Aber ich wollte nun, ich hätte nicht von ihm gesprochen.«

Frau Gosport rief ihre Tochter vom Tisch hinweg, um den Kaffee aufzutragen, und so nahm das Gespräch ein Ende. Nach Tisch ward eine neue Herde Pferde von der Prärie in den Korral hineingetrieben, um diejenigen, welche noch nicht gezeichnet waren, mit dem glühenden Stempel zu brennen. Alfred wollte sich die Sache auch mit ansehen und eilte zum Korral. Als er aber um eine Ecke desselben bog, prallte er unwillkürlich zurück, denn vor ihm stand ein wilder Indianer, der erste, den er je zu Gesicht bekommen hatte, denn es hatte sich seit seiner Ankunft keiner der nomadischen Stämme in der Nähe gezeigt.

»Uf! como leva! Wie geht es?«, fragte der Indianer in tiefen Kehltönen und bot Alfred lächelnd die Hand. Alfred schüttelte sie ebenfalls lächelnd und betrachtete neugierig den Wilden. Es war ein Mann über Mittelgröße, aber ungewöhnlich breit an Brust und Schultern, mit rabenschwarzem, grobem Haar, das

ihm in langen Zöpfen an den Schläfen und im Nacken herabhängend. Seine Kleidung bestand in einem Hemd, einer Jacke, einem Beinkleid und Mokassins aus gegerbter Hirschhaut und mit Glasperlen besetzt. Darüber trug er einen alten, blauen Soldatenrock und auf dem Kopf einen alten Seidenhut, den er mit Adlerfedern, Messingknöpfen und anderem Zierrat besteckt hatte. Auf dem Rücken hingen ihm eine lange Büchse, ein Köcher mit Pfeilen und ein Bogen in einem Futteral. An seinem Gürtel hing ein langes, gerades Messer in einer Scheide, und daneben steckte sein Handbeil oder Tomahawk. Dem Indianer schien die Neugierde zu schmeicheln, womit Alfred ihn betrachtete. Er lachte, dass er seine gesunden, weißen Zähne zeigte, und rief einmal um das andere: »Amigo, buen amigo (Freund, gut Freund)!«

»Holla, da ist ja Cuervo (der Rabe)!«, rief Herr Holz, welcher nun auch dazukam, »Guten Morgen, Cuervo! Das ist ein befreundeter Indianer, Alfred, und einer der Häuptlinge der Ute.«

Cuervo machte sich sogleich an Herrn Holz und trug ihm in gebrochenem Spanisch und Englisch und teilweise in der Zeichensprache, in welcher die Indianer so gewandt sind, etwas vor und deutete auf sein Gewehr und seine leere Kugeltasche. Holz schüttelte den Kopf, und der Indianer schaute mutlos drein.

»Er sagt, er habe keine Zündhütchen mehr und sie seien in dem Kramladen ausgegangen. So kann er nicht auf einige Antilopen pirschen, welche er drüben in dem Vorhügel gesehen hat«, sagte Onkel Holz.

»Ich kann ihm einige geben«, erwiderte Alfred, »ich habe noch aus Europa eine Schachtel voll mitgebracht, welche ich nicht zu meinen Hinterladergewehren gebrauche. Ich habe zufällig welche bei mir.«

»Na, dann gib ihm fünfzig, wenn du sie entbehren kannst, denn er ist im Grunde ein braver Kerl für eine Rothaut«, sagte Holz, wandte sich dann zu dem Ute und teilte diesem offenbar sein gutes Geschick mit, denn Cuervo war sichtlich erfreut, schüttelte Alfred kräftig die Hand und rief mindestens ein Dut-

zend Mal »Bueno, bueno!«, als Alfred ihm ein blechernes Büchsen voll Zündhütchen schenkte, worauf er seelenvergnügt sein Pony wieder bestieg und davonritt.

Als nach vollendetem Tagewerk Herr Holz, Alfred und Texas Dick wieder nach Hause ritten, fragte Dick plötzlich seinen Brotherrn: »Ei, hab' ich Sie heute nicht mit Cuervo, dem Ute, sprechen sehen?«

»Allerdings, Dick. Aber warum fragt Ihr?«

»Jenun, es war allerdings nichts Auffallendes dabei, da ich gehört habe, dass die Ute da drüben in den Bergen lagern«, meinte Dick. »Ich meine nur, wir sollten die Ute etwas in der Nähe behalten, weil sich einige Apachen in der Gegend herumtreiben.«

»Das ist nicht möglich, Dick«, sagte Holz. »Die Apachen sind einige Hundert Meilen nordwestlich gezogen, um Büffel zu jagen. Ich habe vorgestern einen Mann gesprochen, welcher von den Plains zurückkam und sie dort gesehen hat.«

»Ihr Wort in Ehren, Squire Holz, aber ich habe zwei Apachen gestern über den Rabbit Tail Creek setzen sehen, als ich nach dem verlaufenen Stier suchte«, erwiderte Dick.

»O, das müssen Ute gewesen sein«, sagte Holz. »Du bist wahrscheinlich nicht nahe genug dabei gewesen, um es genau zu sehen.«

»Ute?«, fragte Dick mit einiger Entrüstung. »Da könnten Sie ebenso gut sagen, es seien *burros* (Esel) gewesen! Na, als ob ich die Apachen nicht kennen würde! Der eine davon war der alte Pedro, der versoffenste, niederträchtigste Schuft in der ganzen Bande, und der andere war Pequito Miguel. Und dieser Pedro hat mir vergangenen Herbst mein Pony gestohlen, darauf will ich meinen Kopf verwetten.«

»Aber ich sag' Euch ja, Dick, sein Stamm ist drüben in den Plains«, wandte Herr Holz ein.

»Jenun, das mag ja sein, Squire Holz, aber was meine Augen gesehen haben, das lasse ich mir nicht wegstreiten«, sagte Dick hartnäckig. »Und ich kenne doch die Apachen auch, sollt' ich

meinen, und ich kenne Pedro sogleich, wenn ich ihn sehe, und auch den anderen braunen Schuft kenn' ich. Nein, Sir, es waren Apachen, oder meine Augen sind keinen Schuss Pulver mehr wert. Und wenn ich darauf die Rede bringe, Sir, so geschieht es nur, weil mir für unsere Schafe bangt, welche diese Schufte stehlen werden. Und was mich am meisten verwunderte, *Boss* (Meister), dass ich auch noch einen Weißen in ihrer Nähe sah, der mir bekannt vorkam.«

»Und wer war dieser?«, fragte Holz.

»Kann es noch nicht genau sagen, denn der Kerl war zu weit von mir entfernt, um ihn genau zu erkennen«, entgegnete Dick und zog die Brauen finster zusammen. »Die Schufte gehörten aber offenbar zusammen. Leider sahen sie mich zuerst, rissen aus und ritten in die Berge hinein, dass ich sie bald aus den Augen verlor. Der Gang des Weißen, seine Gestalt, sein Kopf kamen mir mächtig bekannt vor, aber ich kann für mein Leben nicht sagen, wo ich ihn gesehen habe.«

»Hm, es ist allerdings auffallend, dass Ihr diese Männer gestern gesehen habt«, sagte Holz nach einer Weile gedankenvoll, »denn ich erinnere mich nun, dass ich gestern, als ich durch Crowsfoot Cannon ritt, einen indianischen Kriegsruf zu hören glaubte. Anfangs hielt ich ihn für den Kriegsruf der Apachen. Weil ich aber danach nichts mehr hörte, redete ich mir ein, ich könnte mich geirrt haben. Nach dem aber, was Ihr mir nun sagt, muss ich am Ende doch recht gehört haben.«

»Ganz sicher, *Boss*«, sagte Dick ernst. »Dass etliche Apachen in der Nachbarschaft sich herumstreichen, ist Tatsache. Und wenn noch gar Weiße bei diesen braunen Strolchen sind, dann ist's um so schlimmer. Darum schätz' ich, wir behalten lieber die Ute in der Nähe und lassen die Apachen von ihnen bewachen, denn den Teufel muss man mit dem Beelzebub vertreiben.«

Einige Tage später saß Alfred am Fenster in der Wohnstube an seines Oheims Pult und trug Verschiedenes in dessen Hausbücher ein, als er einen Indianer vor dem Haus anreiten sah und in demselben den Utehäuptling Cuervo erkannte. Er ging sogleich zu demselben hinaus, der ihn freundlich begrüßte und ihm einen prächtigen geschossenen Truthahn übergab, welcher, wie er sich mühsam durch fein Kauderwelsch von gebrochenem Englisch und Spanisch und durch Zeichen ausdrückte, ein Gegengeschenk des Indianers für die Zündhütchen sein sollte. Es war der erste wilde Truthahn, welchen Alfred sah, und der wunderschöne, mächtige Vogel gefiel ihm ausnehmend.

»Hat Cuervo ihn geschossen?«, fragte er.

»Cuervo ihn geschossen für Sennorito, Ute nicht essen *gallo pavo*«, sagte Cuervo stolz. »Weiße Männer gern essen *gallo pavo*. Cuervo stolz, kein Bettler. Cuervo Schulden bezahlen, Cuervo brauchen mehr *cebillos*«, sagte er und deutete auf den Zündkegel seiner Büchse. »Er mehr *cebillos* kaufen wollen.«

»Na, dann komm mit, Cuervo«, sagte Alfred in einer Anwendung von Großmut. »Du sollst noch mehr Zündhütchen haben.« Und er führte ihn in sein Stübchen, wo der Ute mit lüsternen Augen Alfreds Jagdgewehre betrachtete. Alfred zählte ihm hundert Zündhütchen in die Hand, worüber der Ute eine mächtige Freude empfand, aber nach dem Preis fragte, denn er hatte bemerkt, dass diese Zündhütchen weit besser waren als die seinen, die er beim Krämer bekam.

»Ich schenke sie dir, Cuervo, denn ich bin kein Händler«, sagte Alfred, »aber ich möchte auch einmal einen solchen Truthahn schießen. Wenn du weißt, wo solche zu finden sind, sollst du mich einmal dahin führen.«

»Cuervo gern mit Sennorito jagen, Cuervo und seine Söhne ihm zeigen, wo Gallopavos, Hirsche, Antilopen und Büffel zu finden sind. Cuervo und seine Söhne ihm das Wild zutreiben. Cuervo und seine Söhne stolz sein, wenn Sennorito mitreiten. Sennorito ganz guter Freund, ganz sicher sein bei Ute.«

»Nun denn, ich nehme dich beim Wort, Cuervo«, sagte Alfred, als der Indianer seine Hand ergriff und sie an seine Brust und Stirn führte. »Hast du auch Pulver?«

»*Poco, repoco* (wenig, sehr wenig)«, versetzte Cuervo und zeigte sein Pulverhorn, worin kaum noch zehn Schüsse waren, und Alfred füllte es ihm halb, was den Indianer sehr freute. Es war ihm noch niemals vorgekommen, dass ein Weißer ihm ungebeten etwas geschenkt hatte, und er sah darin entweder einen Akt der Großmut oder eine große Torheit. Aber Alfred flößte ihm zu viel Respekt ein, als dass er ihn für einen Tollen gehalten hätte, und er versprach feierlich, dass er Alfreds großer Freund sein wolle.

Als sie wieder aus Alfreds Stübchen kamen, begegnete ihnen Herr Holz und erfuhr nun, dass der Ute aus Dankbarkeit einen Truthahn gebracht habe. Er lächelte schlau und sagte auf Deutsch zu Alfred: »Der Kerl hat gewiss noch mehr Zündhütchen von dir haben wollen? Nicht wahr? Dachte ich es mir doch, denn ein wirklich dankbarer Indianer ist seltener als ein weißer Rabe. Der Bursche hat diesmal die Wurst nach der Speckseite geworfen und ist gleichwohl noch keiner von den schlimmsten! Komm, Cuervo,« sagte er dann auf Spanisch zu ihm, »ich habe dir ein Geschäft anzubieten!«

Er setzte ihm dann auseinander, dass einige diebische Apachen in Gesellschaft eines Weißen sich in der Gegend herumtrieben, die er gern vertrieben haben möchte. Cuervo unterzog sich diesem Auftrag gern. Nach acht Tagen waren die beiden Apachen und ihr weißer Spießgeselle verschwunden, sobald sie sahen, dass die Ute ihnen überall auf den Fersen folgten.

Cuervo hielt übrigens Wort. Er holte Alfred auf die Jagd ab und brachte ihn an mehrere Ketten von Truthühnern, aus denen er sich die alten Gobbler oder Hähne Herausschoss, weil er die Hennen geflissentlich schonen wollte. Auch auf Hirsche und Antilopen jagte Alfred mehrfach mit Cuervo und seinen Söhnen und belohnte sie für ihre Mitwirkung reichlich mit Pulver, Blei und Zündhütchen, sodass sie seine treuen Gefährten und Freunde wurden. Und so blieb es, bis die Ute wieder in die Berge hinaufzogen, um dort zu jagen.

Es waren beinahe zwei Jahre vergangen, seit Alfred auf Holz' Ranch war. Seine treue Anhänglichkeit, sein bescheidenes Wesen, sein unermüdlicher Fleiß, seine Anständigkeit und Umsicht hatten ihm im volls-

ten Maße die Liebe und das Vertrauen von Christoph Holz gewonnen. Auch wenn der einsilbige Mann dies nicht in Worten zu erkennen gab, so bewies er es doch durch die Tat, indem er Alfred nicht nur die Buchführung, sondern die ganze Beaufsichtigung seiner Ranch überließ, besonders zu Zeiten, wo ihn sein Podagra ans Haus fesselte. So machte Alfred denn zuweilen weite Ritte, um die Herden zu besuchen, welche in den entfernteren Gegenden der Plains weideten, und ritt oft ganz allein, oft auch mit Texas Dick oder einem anderen Begleiter. Eines Morgens, als Alfred eben wieder zu Pferde steigen wollte, um zu einer Rinderherde zu reiten, welche etwa zwanzig englische Meilen von der Ranch am Wild Duck Creek, am Fuß der Berge, weidete, kam Texas Dick gerade dazu und erklärte, dass er Alfred nicht allein reiten lassen wollte, denn der Weg sei weit. Außerdem habe er am Vortag wieder einige Indianer in jener Richtung sich herumtreiben sehen, denen er nichts Gutes zutraue.

»Ich will mich teeren und federn lassen, wenn es nicht dieselben Apachen sind, die vor zwei Jahren hier herumgelungert sind«, sagte er zu Mister Holz, welcher dazu kam. »Auf keinen Fall lasse ich meinen jungen Boss allein den weiten Weg reiten, und ich schätze, er wird gut tun, ein Gewehr mitzunehmen wie ich.«

»Dick hat recht. Hol dein Gewehr, Fred, und nimm Dick mit!«, sagte Herr Holz: »Vorsicht kann nicht schaden.«

So ritten sie denn zusammen, versahen ihr Geschäft und ritten wieder zurück. Es war ein sommerlanger Tag und glühend heiß. Deshalb gedachten sie noch ein Stück weit in der Abendkühle zu reiten und waren etwas später aufgebrochen. Als sie an den Crowfoot Canyon kamen, den sie in seiner ganzen Länge zu durchreiten hatten, sahen sie plötzlich drei Reiter um eine Felsenecke biegen und sich entgegenkommen. Zwei davon waren nach Dicks Behauptung Apachen und der Dritte ein Weißer, der eine mexikanische Serape trug. Alfred und Dick nahmen daher ihre Gewehre vom Rücken und luden sie, um zu Schutz und Trutz gerüstet zu sein. Allein sie waren offenbar auch von den Apachen bemerkt worden, denn die drei Reiter verschwanden plötzlich hinter einer Felswand, welche in den Canyon hineinragte. Unsere beiden Freunde ritten vorsichtig heran, bis sie in die Nähe der Felswand kamen, wo sie einen Hinterhalt fürchteten. Dann aber sprengten sie hier im vollsten Galopp vorüber und dachten nicht anders, als dass ihnen einige Kugeln

um die Ohren pfeifen würden. Aber sie kamen ungeschoren vorbei, denn es war schon beinahe Nacht und der Mond noch nicht aufgegangen, sodass die Apachen, wenn sie auch im Hinterhalt lagen, zwar kein genügendes Büchsenlicht mehr gehabt hätten, aber doch aufs Geratewohl hätten schießen können.

Als sie den Canyon hinter sich hatten, reichte Alfred dem Texas Dick die Hand über das Pferd hinüber und dankte ihm warm für die Begleitung.

»Ich glaube, ich danke Euch dieses Mal mein Leben, Dick«, sagte er, »denn wenn ich allein gewesen wäre, hätten diese braunen Schufte es leicht gehabt, mich vom Pferd hinunterzuschießen und auszuplündern. Ich werde Euch das nicht vergessen!«

»Macht nicht so viel Aufhebens von der Kleinigkeit, junger Boss«, erwiderte Dick. »Ich habe nur meine Schuldigkeit getan. Wir wollen übrigens den beiden Apachen das Handwerk bald legen. Soviel ich weiß, lagern die Ute eben fast wieder droben am Rabbit Tail Creek, und da will ich morgen einen Boten an Cuervo schicken und ihn her bescheiden lassen, denn ich muss vor allem wissen, wer der schuftige Weiße in der gestreiften Serape ist, der sich mit diesen niederträchtigen Apachen herumtreibt.«

Just um dieselbe Zeit lagerten die beiden Apachen mit dem weißen Mann an einem kleinen Feuer in einer engen Seitenschlucht des genannten Canyon, während ihre Pferde in der Nähe grasten. Der eine Indianer briet ein Stück gedörrten Fleisches am Feuer, der andere saß rauchend daneben, seine alte Steinschlossmuskete quer über den Knien, und schaute stumpf ins Feuer. Der Weiße rauchte ebenfalls und schien sehr ärgerlich, denn er runzelte die Stirn und biss die Zähne übereinander.

»Warum hast du denn nicht geschossen, Pedro? Sie waren ja beide keine zwanzig Schritt von dir entfernt?«, fragte der Weiße den älteren Apachen auf Spanisch.

»Waren ihrer zwei, hatten Flinten, welche zweimal schießen, und Sechsschüsser im Gürtel«, erwiderte Pedro mürrisch. »Warum du nicht geschossen, Sennor Tony? Du auch Gewehr mit zwei Schuss?«

»Wäre er allein gewesen, nämlich der Junge mit dem gelben Haar, so hätte ich ihn niedergeschossen, bei Jove. Aber der andere war bei ihm, und der durfte mich nicht sehen oder erkennen,« versetzte der Weiße

unmutig. »Aber dass ihr beide nicht geschossen habt, ist unverantwortlich. Wir lagen so gut auf dem Felsen versteckt. Sie konnten uns nicht sehen. Kein Schuss konnte versagen! Nun wäre es vorüber, und kein Hahn würde danach krähen. Wir hätten sie ausgezogen und in eine Felsenspalte geworfen, wo die Geier und Kojoten sie bald gefunden hätten, und ihr beide hättet die Waffen und die Pferde.«

»Uf! Und wenn Pedros Gewehr versagt hätte, die Reiter würden haltgemacht und heraufgeschossen und Pedro und Miguel getroffen haben, - gewiss,« sagte der Apache kalt in seinem Kauderwelsch von Spanisch, Englisch und Indianisch. »Nein, nein! Pedro nicht so dumm, Pedro den Burschen mit dem gelben Haar nun kennen, Pedro ihn niederschließen, wenn er ihm wieder begegnen und wenn Sennor Tony ihm seine Flinte mit zwei Schuss leihen. Mann mit gelbes Haar wieder schießen, wenn nicht ganz tot. Pedro schlechtes Gewehr haben, oft versagen, oft nur *cebo* (Zündkraut) aufblitzen. Apache lieber Messer nehmen oder Pfeil und Bogen, Pfeil sicherer, spricht nicht laut.«

»Oder Sennor Tony Pedro und Pequito Miguel auch geben Flinte mit zwei Schuss«, sagte Miguel vom Feuer aufschauend und warf einen lüsternen Blick auf die schöne Hinterlader-Doppelflinte, welche neben dem Weißen lag.

»Gut«, erwiderte Tony, »es soll ein Handel sein. Wer mir den Skalp von dem Jungen mit dem gelben Haar bringt, dem gebe ich dieses Gewehr und fünfzig Dollar. Versteht ihr mich?«

Die beiden Indianer nickten grinsend, aber Pedro sagte nach einer Weile: »Warum nicht selber gelbes Haar niederschließen und Geld und Gewehr selber behalten?«

Tony zuckte die Achseln, als wollte er sagen: Das versteht ihr doch nicht!

Aber der kleine Miguel nahm den Gedanken seines Bruders auf und sagte: »Gelbhaar wohl viel tapfer, he? Sennor Tony sich fürchten vor ihm? Gelbhaar guter Schütze und schnell mit Messer, he?«

»Keines von beiden«, sagte Tony. »Gelbhaar ist noch ein grüner Junge, kein Krieger, weiß vielleicht kaum mit seinem schönen Gewehre umzugehen. Aber ich will sein Blut nicht an meinen Händen haben, wisst. Sein Blut wäre »böse Medizin« für Sennor Tony.«

Inzwischen war das Stück Tasajo fertig gebraten, und Miguel zerschnitt es in drei Stücke und bot eins derselben Tony an, welcher es

aber dankend ablehnte, dafür ein Stück Brot und einige Zwiebeln aus seiner Kugeltasche holte und zum Abendbrot verzehrte, während die Apachen mit ihren scharfen Zähnen wie Wölfe an dem zähen, übel riechenden Fleisch herunterbissen, bis es alle war. Dann wischte sich Pedro den breiten Mund und wandte sich an Tony. »Apache sehr müde, sehr hungrig«, sagte er: »Sennor Tony Whiskey geben. Apache brauchen *aguardiente* Whiskey. Pedro Durst haben, nicht ohne Whiskey leben können.«

»Miguel auch Whiskey wollen,« stimmte nun der andere Apache bei. »Sennor Tony Whiskey versprochen, - heraus mit *frasco* (Flasche).«

»Ich versprach euch den Branntwein nur, falls ihr schießen würdet, und ihr habt nicht geschossen, habt also auch keinen Branntwein verdient«, sagte Tony.

»Sennor Tony auch nicht geschossen«, versetzte Miguel. »Sennor geschossen, Miguel auch geschossen, Pedro auch geschossen, Apache Branntwein wollen,« setzte er mit finsterner Miene hinzu.

Die beiden Indianer bettelten nun so dringend und beinahe bedrohlich, dass der weiße Mann ihnen den Branntwein nicht versagen konnte, wenn er nicht selbst Gefahr laufen wollte, von ihnen angegriffen zu werden.

»Ihr seid ein sauberes Brüderpaar«, murmelte er, holte brummend aus einer seiner Taschen eine Flasche Branntwein hervor, nahm einen langen Schluck daraus und gab dann die Flasche seinen Gefährten, welche ebenfalls begierig und unter vielem »*Bueno, mucho, bueno!*« tranken, bis die Flasche leer war, worauf sie noch mehr Whiskey verlangten. Tony versicherte, dass er keinen mehr habe, aber die beiden wilden Rothäute wollten ihm nicht glauben, verlangten immer ungestümer und gieriger und zogen endlich ihre Messer, um ihn einzuschüchtern.

Aber nun ging es auch dem Weißen über den Spaß. Er sprang auf, zog den Revolver und hielt ihnen denselben mit gespanntem Hahn entgegen. »Zurück«, rief er mit funkelnden Augen. »Steckt augenblicklich eure Messer ein, oder ich schieße euch nieder wie zwei Kojoten!«

Daraufhin sahen die Apachen ein, dass sie zu weit gegangen seien. Sie stutzten einen Augenblick, dann wich der teuflisch-wilde Ausdruck aus ihren Zügen. Sie brachen beide in ein lautes Lachen aus, welches vielleicht wie beifällig klingen sollte, aber eher noch ihre Freude darüber ausdrückte, dass es ihnen gelungen war, dem weißen Mann Angst

zu machen. Sie steckten ihre Messer ein und kauerten sich lachend wieder am Feuer nieder. Tony blieb nun ebenfalls nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Er zwang sich daher auch zum Lachen, nahm aber seine Wolldecke vom Boden auf, hüllte sich in dieselbe und streckte sich mit einem »Gute Nacht« in einer Felsenecke zum Schlaf nieder, den Revolver in der Hand, die Doppelflinte schussfertig neben sich.

Texas Dick war viel zu sehr an das wilde Leben auf der Grenze gewöhnt, als dass ihm das so glücklich abgelaufene Abenteuer nicht zu denken gegeben hätte. Wenn ihn schon das Wiedererscheinen der beiden Apachenstrolche beunruhigte, welche jedenfalls von ihrem Stamm ausgestoßen oder in Verruf erklärt und keine geachteten Krieger waren, weil sie sich so auf eigene Faust herumtrieben, so beunruhigte ihn noch mehr die Nachbarschaft des geheimnisvollen Weißen, wegen dessen Persönlichkeit er seinen eigenen Argwohn hatte. Weiße, welche mit den Indianerbanden umherziehen, sind in der Regel ebensolche Strolche wie die Rothäute, nur noch gefährlicher, weil sie mehr Erfahrung, Weltkenntnis und Mut haben. Wenn aber Dicks Verdacht wegen der Persönlichkeit jenes Weißen, welchen er mit den Apachen hatte reiten sehen, sich bestätigte, so war dieser noch ein gefährlicherer Kunde, und Dick glaubte zu erraten, was denselben hierher trieb. Er behielt übrigens seine Gedanken für sich, bis er seinen Argwohn bestätigt sah, sandte aber den befreundeten Ute doch einen Boten, um sie herbeizurufen, und durchstreifte in den nächsten Tagen heimlich und vorsichtig die ganze Gegend, um womöglich den verdächtigen Weißen zu Gesicht zu bekommen und den einen oder den anderen der beiden Apachen kaltblütig niederzuschießen, einmal, weil er sie im Verdacht hatte, ihm sein Pferd gestohlen zu haben, und anderenteils, weil er dem alten Grundsatz der ersten amerikanischen Ansiedler in Texas huldigte: Dem Schwarzen die Peitsche, dem Indianer die Kugel. Allein die beiden Apachen und ihr weißer Begleiter waren für den Augenblick verschwunden und nirgends zu finden.

Freundliche Begegnungen vonseiten der Herren Holz und Gosport und ihrer Hausgenossen und Dienstboten waren gar nichts seltenes. Da Alfred Richter mittlerweile alle Wege und Stege in der ganzen Umgegend der beiden Ranches kennengelernt hatte, so traf er nicht nur häufig mit Mister Gosport und dessen Angehörigen auf seinen Ritten zusammen, sondern war auch ein häufiger Gast auf Gosports Ranch, auch wenn ihn nicht gerade Geschäfte dorthin führten. Die beiden Ranches hielten gute Nachbarschaft, und so war der heitere, frische, wackere junge Mann immer ein gern gesehener Gast in Gosports Haus. Dick und andere, welche viel draußen waren, hatten auch schon längst bemerkt, dass beinahe jedes Mal, wenn Miss Emmy in Geschäften oder zum Vergnügen ausritt, auch Alfred sich sein Pferd sattelte, und dass die Pfade der beiden jungen Leute, wenn diese auch in ganz entgegengesetzten Himmelsrichtungen ausgeritten waren, doch sicher an irgendeinem Punkt sich kreuzten, und dass Alfred in solchen Fällen es immer für seine Pflicht hielt, das hübsche junge Mädchen sicher zu ihrem Haus zurückzuleiten. Derartige Fälle kamen so oft vor, dass auch Squire Gosport darum wissen musste, um so mehr, da die beiden jungen Leute gar kein Hehl daraus machten, und da es seinen Dienstleuten nicht entgangen war. So war die Sache wahrscheinlich auch Herrn Holz bekannt, und weil keinerlei Bemerkungen darüber gemacht wurden, so hatte man allen Grund, anzunehmen, dass diese Begegnungen auch den beiden Familienoberhäuptern nicht unwillkommen waren. Eines schönen Abends, als Alfred wieder einmal Miss Emmy nach Hause geleitet hatte und mit der Familie Gosport beim Abendbrot saß, kam die Rede auch auf die Indianer, weil in der jüngsten Zeit einige Diebstähle an Schafen und Kälbern vorgekommen waren. Herr Gosport, welcher aus seiner Abneigung gegen die Rothäute kein Hehl machte, meinte, er würde gern eine ganze Sektion, nämlich 160 Acres, von seiner Farm hergeben, wenn er so viele von den roten Halunken darauf begraben dürfte, als nur in einen Korral gehen würden.

»Aber die Ute sind doch nicht so schlimm, Vater«, sagte Emmy. »Ich bin überzeugt, Cuervo meint es gut mit uns ...«

»Hol der Geier die ganze Bande!«, rief Gosport, in welchem das Vorurteil, das von dem Leben eines Farmers auf der Grenze unzertrennlich

ist, zu tiefe Wurzeln geschlagen hatte. »Die einen sind nur minder schlimm als die anderen, aber die besten von ihnen verdienen im glücklichsten Fall eine Kugel.«

»Cuervo war heute Nachmittag hier und bettelte um einen eisernen Topf«, sagte Frau Gosport. »Aber ehe ich ihm noch einen auswählen konnte, wurde er von einem der jungen Burschen seines Stammes geholt.«

»In der Tat, ich glaubte ihn zu sehen, als ich heute nach Andrew Jackson City hinübereit«, bemerkte Alfred. »Als ich aber die Anhöhe hinaufgeritten war, sah ich ihn nirgends mehr und glaubte mich getäuscht und einen alten Baumstumpf für seinen Körper gehalten zu haben.«

»Sie haben sich doch vielleicht nicht getäuscht, Fred«, erwiderte Gosport. »Der Teufel mag diesen braunen Spitzbuben trauen, - sie sind bald hier, bald da, wie die Raben, und er kann sich doch dort herumgetrieben und auf Sie gelauert und sich dann wieder versteckt haben, als Sie kamen.«

»Nicht doch! Herr Richter hat gewiss nichts von Cuervo zu fürchten«, sagte Emmy. »Cuervo scheint ihm sehr zugetan zu sein und es gut mit ihm meinen.«

»Ja, das tut er in der Tat, und es ist auch sein Schaden nicht«, entgegnete Alfred lachend. »Wenn ich irgendetwas von ihm fürchte, so sind es eher Cuervos allzu stürmische Freundschaftsbeteuerungen, die mir immer ein halbes Pfund Pulver und einige Pfunde Schrot kosten. Wie seltsam es auch erscheinen mag, der alte Bursche erweist mir immer ein besonderes Vertrauen, besonders wenn er irgendetwas bedarf.«

»Nun ja, darin liegt das ganze Geheimnis«, sagte Gosport.

»Sie sind für Cuervo nützlich, und deshalb dürfen Sie sich auf ihn verlassen. Ich gebe dies zu, obwohl er ein Indianer ist. Es ist überhaupt sonderbar, aber wahr, wenn die Indianer oder Mexikaner einmal eine Art Zuneigung für jemanden gefasst haben, so suchen sie ihm in jeder Weise dienstbar und nützlich zu sein.«

»Cuervo und seinesgleichen sind mir in vielen Stücken lieber als mancher Weiße. Man weiß doch, woran man mit ihnen ist«, sagte Alfred. »Aber da sind einige Weiße, denen ich nichts Gutes zutraue, zum Beispiel unser Postmeister Greenwood. Das ist ein Bursche, dem ich nicht über den Weg traue. Ich war heute bei ihm, um nach Briefen zu fragen. Sein Betragen erschien mir ordentlich verdächtig.«

»Was haben Sie denn gegen den Mann?«, fragte Gosport.

»Er war sehr unfreundlich, Vater«, entgegnete Emmy, »und sein Betragen war wirklich sehr auffallend. Zunächst fanden wir, als wir auf den Shanty zuritten, wo er sein Amt ausübt, die Tür geschlossen vor. Wir pochten und wären danach wieder weggeritten, wenn wir nicht im Herreiten ein Gesicht am Fenster gesehen und bemerkt hätten, wie die Tür rasch geschlossen wurde. Wir pochten also nochmals ...«

»Und stärker«, ergänzte Alfred.

»Ja, noch lauter«, fuhr Emmy lächelnd fort, »und endlich öffnete Greenwood die Tür, aber mit einem Gesicht wie ein Gespenst. Und er behielt die Tür in der Hand, während er auf der Schwelle stand, als ob er uns gar nicht hineinlassen wollte, was auch gar nicht in unserer Absicht gelegen hatte. Und als wir nach Briefen fragten, antwortete er uns so barsch und brummig, dass wir es nicht verstehen konnten, und schlug uns die Tür vor der Nase zu.«

»Das hat der Schnaps getan«, sagte Gosport. »Der Kerl säuft, wie ich schon längst bemerkt habe, und ist nun beinahe ganz herunter.«

»Das mag wohl sein«, meinte Alfred. »Aber er erschien mir eher bestürzt als betrunken.«

»Schnaps! Nur der Schnaps!«, sagte Herr Gosport in einem so zuversichtlichen Ton der Überzeugung, dass ihm niemand zu widersprechen wagte und das Gespräch eine andere Wendung nahm. Es war um vieles später wie sonst, als Alfred sich endlich auf den Heimweg machte. Die Nacht war ziemlich klar, denn der Mond stand im ersten Viertel. Der Weg war aber unserem jungen Freund so bekannt, dass er ihn auch in der finstersten Nacht gefunden hätte. Er war kaum den Abhang hinuntergeritten und über die Furt gesetzt, als plötzlich zu seinem Erstaunen und auch zu seinem Schreck drei dunkle Reitergestalten aus dem Schatten heraus in den Mondschein und auf ihn zuritten. Er sah nun, dass es Indianer waren, und dass sie sich teilten und zwei auf seine rechte, einer auf seine linke Seite ritt. Über dieses Gebaren ernstlich erschrocken, hielt Alfred augenblicklich sein Pferd an und zog seinen Revolver.

Seine Bewegung wurde verstanden, denn eine tiefe Kehlstimme, welche er sogleich erkannte, rief. »Nicht schießen! Indianos amigos! Ich bin Cuervo. Nicht schießen!«

In der nächsten Minute war der befreundete Ute an seiner Seite,

drückte ihm die Hand und erbot sich, ihn bis zur Ranch zu begleiten. Während Cuervo neben Alfred ritt, hielten sich dessen beide Gefährten zur Linken Alfreds. Cuervo erzählte ihm ausführlich eine Geschichte, welche von wilden Indianern und Hinterhalten handelte. Da aber Cuervo vorzugsweise spanische Worte gebrauchte, so verstand Alfred ihn nicht ganz und begriff nur so viel, dass der Ute ihn vor einer Gefahr warnte und sich ihm zum Begleiter anbot. Als die vier Reiter wieder auf die Höhe gekommen waren und den starken, halben Weg nach Holz' Ranch zurückgelegt hatten, mochten die Indianer bemerken, dass ihre Begleitung dem jungen Deutschen nicht angenehm war, denn sie ritten auseinander, verbreiteten sich querfeldein, ritten noch einige Hundert Schritte mit ihm, boten ihm dann gute Nacht und waren bald im Dunkel der Prärie verschwunden. Ihr plötzliches Auftauchen und Wiederver-schwinden war Alfred so seltsam erschienen, dass er nicht umhin konnte, es Onkel Holz bei der Heimkehr zu erzählen.

»Sonderbar!«, sagte Herr Holz nachdenklich. »Wenn es irgendein anderer Indianer gewesen wäre, würde es mir weniger auffallen und ich würde es dem Branntwein zuschreiben. Aber bei Cuervo ist es ein anderes. Wer waren denn seine beiden Begleiter?«

»Es waren Cuervos Söhne«, sagte Alfred.

»O, ich kenne sie«, meinte Holz. »Sind ein paar tüchtige Jungen für Indianer. Allein ich kann mir nicht denken, was Cuervo veranlasste, bei Nacht so weit von seinem Lager wegzureiten. Ist doch sonst gar nicht die Art der Indianer! Die Sache gefällt mir nicht«, setzte er kopfschüttelnd hinzu und brach ab.

Zwei oder drei Tage später war Alfred zu einem kleinen Tal in der Prärie geritten, um einen geeigneten Platz für einen Korral auszuwählen, welcher dort errichtet werden sollte. Er hatte bald einen solchen gefunden, stieg ab und schritt einen Raum ab, dessen vier Ecken er durch eingeschlagene Pfähle markierte. Er hatte eben den dritten Pfahl eingeschlagen, als ihm sein Beil entfiel und er sich rasch danach bückte. In diesem Augenblick fiel ein Schuss, er hörte eine Kugel pfeifen, und das Ende des Pfahls, welchen er über der Schulter trug, flog ihm in Splittern um den Kopf. Er richtete sich schnell auf und sah aus einem kleinen Gebüsch, kaum sechzig Schritte von ihm entfernt, ein Rauchwölkchen aufsteigen, das vom abgefeuerten Schuss herrührte.

»Ein Überfall!«, murmelte er, sprang hinter sein Pferd, das in der Nä-

he stand, riss die Doppelflinte vom Sattelknopf und schickte einen wohlgezielten Schuss groben Schrotetes mitten in den Busch hinein. Er sah den Busch rauschen, als wenn sich jemand darin bewege. Da er aber allein war und nicht wusste, wie viele Feinde in dem Busch steckten, so hielt er es für das Beste, so schnell wie möglich wieder zu laden, sich in den Sattel zu schwingen und etwas zurückzureiten, um den Busch außerhalb der Schussweite zu beobachten. Währenddessen aber sprang ein Indianer aus dem Busch heraus und verschwand im benachbarten Dickicht, ohne von Alfred bemerkt worden zu sein. Kaum war er auf der Höhe der Talböschung, so hörte er Hufschlag und sah Miss Emmy auf ihrem Goldfuchs herangaloppieren. Sie winkte ihm von Weitem und zeigte ihm ihren Revolver.

»Was gibt es, Fred? Haben Sie geschossen?«, rief sie beinahe ängstlich.

Er nickte, war im Nu bei ihr und teilte ihr sein Abenteuer mit.

»Das waren sicher Indianer. Kommen Sie! Wir müssen die Sache näher untersuchen!«, sagte das mutige Mädchen und sprengte am Rande der Böschung hin.

»Dort! Dort!«, rief sie plötzlich und deutete auf den Saum des Dickichts, wo ein Mann mit einem breitkrepfigen Hut auf dem Kopf und einer rot und blau gestreiften Serape am Rande des Chaparral erschienen war, aber beim Anblick der Reiterin sich rasch wieder in die Büsche schlug. Auch Alfred hatte ihn gesehen, aber sein Gesicht nicht zu erkennen vermocht. Es schienen also doch mehrere Feinde zu sein. Alfred und Emmy ritten nun ins Tal hinunter, wo Alfred seinen vierten Pfosten spitzte und einschlug, während Emmy mit seiner Doppelflinte in der Hand Wache hielt. Es blieb aber alles ruhig, und so führte Alfred sein Pferd am Zügel, den Revolver in der Hand, und ging auf das Gebüsch zu, um dieses zu untersuchen. Es war niemand mehr da, aber abgeschossene und abgeknickte Zweige und Blutspritzer auf dem Laub und die Fährten von Mokassins in dem niedergetretenen Gras verrieten deutlich genug, dass hier ein tückischer Indianer gekauert und geschossen hatte und ebenfalls getroffen worden war.

»Kommen Sie, Miss Emmy! Sie sollen sich meinethalben keiner Gefahr aussetzen, denn es sind jedenfalls der Schurken mehrere«, sagte Alfred, auf das Pferd steigend. »Wir wollen zum anderen Tale hinüberreiten, wo Texas Dick mit einigen Leuten einen Schafkorral errichtet.

Wir wollen ihm den Vorfall erzählen!«

Und damit ritten sie über die Hügelwelle davon.

Der Mann in der blau und rot gestreiften Serape aber hatte sich mittlerweile durch das Dickicht gezwängt, bis er auf der anderen Seite desselben war, wo sein Pferd stand. Hier schwang er sich in den Sattel und ritt in der Richtung der paar Häuser davon, welche wir mit dem pomphaften Namen Andrew Jackson City haben benennen hören. Etwa tausend Schritt davon zog er sein Pferd in ein Gebüsch, band es an und machte sich auf den Weg zu den Häusern, aber in der heimlichsten Weise, indem er sich bald hinter Büschen oder in Einsenkungen versteckte, damit ihn ja niemand sehe. Auch sein Gewehr und seine Serape hatte er im Busch zurückgelassen. Endlich erreichte er die Häuser, ohne jemand zu sehen oder gesehen zu werden, stieg über einen Zaun hinter dem Posthaus, trat in die offene Hintertür desselben ein, schloss diese leise hinter sich und trat dann ebenso geräuschlos in die vordere Stube, wo ein Mann am Tisch saß. Dieser sprang erschrocken auf und griff nach einer langen Sattelpistole, die neben ihm an der Wand hing, ließ aber die Hand sinken, als er den Eintretenden erkannte.

»Zum Geier, Squire Tony, was müsst Ihr mich so zu erschrecken?«, sagte er ärgerlich.

»Hat nichts zu sagen, Greenwood! Ich komme in Geschäften und habe Eile«, versetzte Tony.

»Habt Ihr? Und was gibt es denn?«, fragte Greenwood, der Postmeister. »Seid so gut und lasst mich mit Euren Geschäften in Ruhe. Ich habe mich um Euretwillen schon zu sehr bloßgestellt und will nichts mehr damit zu schaffen haben. Ich habe mehr von Euren dummen Streichen gesehen als von Eurem Geld. Ich mach' nicht mehr mit. Ich weiß, was Ihr wollt. Ihr wollt den jungen Deutschen, der seit zwei Jahren bei Squire Holz ist, auf die Seite schaffen, und da mache ich nicht mit. Ihr wisst, ich habe schon genug für Euch getan, als ich vor mehr als zwei Jahren die Briefe des alten Holz öffnete und Euch zu lesen gab, und auch die Briefe des deutschen Jungen. Ihr wisst, wenn dies an den Tag kommt, man mich mindestens fortjagt, aber eher auspeitscht, teert und federt. Ich will nicht meine Haut für Euch zu Markte tragen. Ihr sagt, Ihr habt den Jungen in New York und in Kansas City getroffen? Warum seid Ihr ihm nicht dort auf den Leib gerückt? Und jetzt kommt Ihr, nach zwei Jahren, hierher und wollt ihn hier beiseiteschaffen, wo ihn je-

dermann kennt und liebt? Das ist dumm, Squire Tony, und das beweist nur, dass Ihr nicht den rechten Mut habt ...«

»Halt's Maul, alte Schnapspulle, und lasst uns von Geschäften reden!«, rief Tony unwillig; »ich brauche Euer Predigen nicht!«

»Redet meinethalben«, sagte Greenwood mürrisch.

Und nun teilte Tony dem Postmeister einen ausführlichen Plan leise mit, und dieser schien ihm soweit einzuleuchten, dass er schließlich erklärte: »Das kann glücken, und den Boten will ich stellen. Ich habe just den rechten Mann dafür. Verlasst Euch auf mich, Squire Tony!«

7

Am folgenden Nachmittag ritten Alfred und Emmy in frischem Trab von einem Ausflug zurück, den sie miteinander gemacht hatten, und waren eben an jene Talsenkung gekommen, die weiter unten die beiden Ranches trennte, als Emmy ausrief: »Dort oben hält ein Reiter, der uns winkt! Seht, Fred! Dort bei den Baumwollholzbäumen!«

Als Alfred in die angedeutete Richtung hinaufblickte, sah er in der Tat einen Mann, welcher seinen Hut schwenkte, im scharfen Trab auf sich heranreiten. Er hielt sein Pferd an und sah einen wildfremden Mann vor sich, der ihn alsbald anredete.

»He, seid Ihr etwa Squire Alfred von Holz' Ranch?«

Alfred bejahte, und der Fremde fuhr fort. »Ja, denn, Boss, Squire Holz lässt Euch sagen, Ihr möget so rasch wie möglich zu Agdens Ranch hinüberreiten, wo er Euch erwarte.«

»Zu Agdens Ranch?«, fragte Alfred überrascht. »Was soll ich denn dort tun?«

»Weiß ich nicht und schätze, das geht mich auch nichts an«, versetzte der Fremde trocken. »Ich richte meinen Auftrag aus, wie Squire Holz ihn mir gegeben hat. Wenn ich aber recht gehört habe, so handelt es sich um ein Stück Land in den Bergen, das der Squire kaufen will. Der Eigentümer davon will zu Agdens Ranch herunterkommen und Squire Holz dort übernachten. Das ist alles, was ich weiß.«

»Das ist aber doch ganz sonderbar ...«, sagte Alfred.

»Na, meinethwegen«, fiel ihm der Fremde barsch ins Wort. »Mich

geht's ja nichts an. Als ich Squire Holz drüben hinter Rabbit Tail Creek begegnete und er hörte, dass ich nach Jackson City gehe und an Gosport Ranch vorüberkomme, bat er mich, diesen Auftrag zu bestellen, und meinte, ich werde Euch vielleicht unterwegs mit der Miss hier treffen. Na, ich habe meinen Auftrag ausgerichtet und die zwei Dollar verdient, die mir der Squire gegeben hat. Alles andere ist nicht meine Sache. Good bye!« Damit schwenkte er sein zottiges Pony herum und sprengte davon, und ehe Alfred sich noch auf eine weitere Frage besonnen hatte, war der fremde Bote außer Hörweite.

»Ich glaube, ich muss doch gehen, obwohl ich vor Nacht nicht mehr zu Agdens Ranch kommen werde«, sagte Alfred.

»Geht lieber nicht, Fred«, sagte Emmy. »Der Mann gefiel mir gar nicht. Er konnte Ihnen nicht einmal in die Augen sehen. Ich kann mir zwar nicht denken, weshalb er Sie belügen sollte, allein ich würde doch erst lieber nach Hause reiten und nachfragen, ob die Botschaft von Mister Holz auch richtig ist.«

»Es ist schon ziemlich spät am Nachmittag und es würde mich zu lang aufhalten, wenn ich erst zur Ranch hinauf und dann wieder zurückreiten würde«, sagte Alfred. »In dieser Zeit kann ich halbwegs Agdens Ranch erreichen. Ich hätte dann den schlimmsten Teil meines Wegs bei Nacht zurückzulegen und würde vielleicht meinen Onkel beleidigen. Nein, es kann ja keine Gefahr dabei sein, wenn ich dem Oheim gehorche. Adieu denn, liebe Emmy!«, sagte er und schüttelte ihr die Hand. »Grüßen Sie Ihren Herrn Vater und sagen Sie ihm, warum ich nicht mitkomme!«

Alfred ritt den westlichen Abhang der Senkung hinauf, hielt auf der Höhe einen Augenblick, schwenkte seinen Hut zum Gruß und ritt davon, worauf Emmy langsam nach Hause ritt. Emmy traf ihren Vater, als sie am Haus anritt. Dieser fragte natürlich, wo denn Alfred bleibe. Als er hierauf den Vorfall erfuhr, war er nicht wenig überrascht.

»Das ist doch seltsam«, sagte er nachdenklich. »Holz hat mir noch nie etwas davon gesagt, dass er Land in den Bergen kaufen wolle, während hier in den Plains noch viel zu haben ist. Überdies ist es noch keine Stunde her, dass ich ihn drüben über die Prärie reiten sah.«

»Dann steckt etwas Schlimmes dahinter,« erwiderte Emmy erschrocken. »Der Fremde und sein Aufzug gefielen mir gar nicht.«

»Possen!«, sagte Gosport, »hier an der Grenze geht man nicht im

schwarzen Frack umher.«

»Wenn aber Alfred etwas zustieße?«, rief Emmy ängstlich. »Er hat nicht einmal eine Flinte bei sich.«

»Was sagt Ihr da, Señorita Emmy? Was ist's mit Señor Alfredo?«, rief eine alte Mexikanerin namens Ines, welche gerade in der Milkammer beschäftigt gewesen war, und lief entsetzt herbei.

»Señor Alfredo ist nicht bei Euch? Ist zur Agdens Ranch geritten? O, das ist schlimm!«

»Ja, meiner Treu! Nun erinnere ich mich«, sagte Gosport und schlug sich vor die Stirn. »Ines fragte mich heute Mittag ängstlich, ob ich Alfred nicht gesehen habe. Ich sagte ihr, er sei mit dir ausgeritten, und das schien sie zu beruhigen.«

»Ja, damals hielt ich Señor Alfredo für sicher, aber nun weiß ich es gewiss. Er wird umgebracht werden«, sagte Ines, welche den Worten des Farmers aufmerksam zugehört hatte.

»O Himmel, meine Ahnung! Ines, ich bitte dich, was gibt es denn?«, rief Emmy.

»Das sollt Ihr sogleich erfahren, Señorita! Señor Alfredo ist in großer Gefahr«, sagte Ines. »Baldomero, mein Junge, soll Euch alles selbst sagen. Ich gehe sogleich, ihn zu holen.« Währenddessen erzählte Emmy ihrem Vater von dem Schuss, welcher gestern auf Alfred gefallen sei und von dem dieser nicht habe reden wollen, um seinen Oheim nicht zu erschrecken. Gosport wurde nun auch sehr ernst. Mittlerweile war Ines mit ihrem halbwüchsigen Sohn Baldomero zurückgekehrt, und dieser erzählte nun in aller Kürze, er sei, als er gegen Mittag seinem Vater das Essen zur Weide gebracht hatte, dem Ute Cuervo begegnet und dieser habe ihm aufgetragen, er solle Señor Alfredo warnen, nicht zu der Barranca de los Conejos (Kaninchenschlucht) zu gehen, denn dort werde ihm von zwei »bösen Indianern« aufgelauert, bei denen ein Weißer sei. Diese hätten sich verschworen, ihn umzubringen. Señor Alfredo solle unter keinen Umständen allein in die Berge reiten. Baldomero war dann zu Holz' Ranch geritten, nur um Alfred die Botschaft auszurichten, hatte aber weder Alfred noch Mister Holz getroffen. Der Ute habe auch etwas von einem Boten geschwatzt, der Alfred einen angeblichen Auftrag von seinem Oheim ausrichten solle.

»Alle Wetter! Nun sehe ich klar!«, rief Gosport. »Das ist ein ganzes Bubenstück. Der Junge muss durch die Kaninchenschlucht reiten, wenn

er zur Agdens Ranch kommen will. He, Antonio, Bill, Robert, kommt her! Und du, Emmy, reite sogleich zu Holz' Ranch und sage dem Alten, er solle alle Leute, die er zu Hause habe, sich bewaffnen und aufsitzen lassen und durch die Barranca zu Agdens Ranch schicken! Schnell!«

»Nicht doch, Vater! Schicke lieber einen anderen zu Holz hinüber«, erwiderte Emmy und nahm die Zügel ihres Goldfuchses wieder auf. »Ich werde Alfred nachreiten. Er kann kaum zwei Meilen Vorsprung vor mir haben. Wenn ich mich tüchtig spute, so kann ich ihn noch einholen, ehe er die Barranca erreicht, und ihn vor der Gefahr warnen, die ihm droht!« Und damit jagte sie im Galopp davon, ehe der Vater ihr noch antworten konnte.

Die Sonne stand schon ziemlich tief und es war keine Zeit zu verlieren.

»He, Jungens, tummelt euch! Sattelt fünf Pferde und holt eure Gewehre! Du, Robert, reitest zu Holz hinüber und sagst ihm, er solle mit seinen Leuten zu der Kaninchenschlucht reiten, wo Alfred Gefahr drohe. Du, Ines, sagst meinen Leuten, wenn sie heimkehren, dass sie mir sogleich folgen sollen. Ich reite mit meinen Söhnen zum Korral, wo Texas Dick ist, und folge dann Alfred. Mach's dringlich, Ines, hörst du?«

»*Santissima Madre!* Wie Señorita Emmy reitet!«, rief Baldomero, welcher der Reiterin nachgeschaut hatte. »Ihr Goldfuchs setzt kaum die Hufe auf den Boden ... Jetzt ist sie am Creek. Sie sucht gar nicht nach der Furt ... Wahrhaftig, sie sprengt mitten hinein und schwimmt durch, um Zeit zu sparen ... Ah, *brava mu chacha!* Und das Wasser ist dort zwanzig Fuß tief ... Hurra, sie ist durch!«

Gosport hatte mit Herzklopfen dem Beginnen seiner Tochter zugesehen. »Wackeres Mädel!«, murmelte er nun aufatmend und eilte ins Haus, von wo er bald mit einigen Gewehren und Patronen zurückkehrte und seinen Oberknecht Antonio und seine beiden ältesten Söhne bewaffnete. Inzwischen wurden auch die gesattelten Pferde aus dem Korral gebracht, und Gosport, Bill, Red und Antonio schwangen sich in den Sattel. »Robert, beeile dich, zu Holz hinüberzukommen!«, rief Gosport noch seinem jüngeren Sohn zu. Dann ritt er mit seinen Begleitern im scharfen Trab davon, jedoch in einer etwas anderen Richtung als derjenigen, welche Emmy eingeschlagen hatte, weil er zunächst Texas Dick und dessen Leute mitnehmen wollte, die er noch bis zu Sonnenuntergang an dem neuen Schafkorral zu treffen sicher war. Auf diesem

Ritt war kein Wort gewechselt, aber mancher besorgte Blick nach den fernen Vorbergen geworfen, bis man des neuen Korralis und der fünf oder sechs Leute ansichtig wurde, welche dabei beschäftigt waren. Ein lautes »Hallo« und verschiedene Signale setzten schon von fern Texas Dick und seine Leute davon in Kenntnis, dass der Ritt ihnen galt, und sie eilten Gosport entgegen. Wenige Worte reichten hin, um Texas Dick mit dem Stand der Dinge bekannt zu machen. Im Nu wurden die Pferde eingefangen und gesattelt und die ganze Reiterschar jagte in Richtung der Berge davon.

»Sagt ich Euch nicht neulich schon, dass ich einen weißen Mann mit den beiden Apachen gesehen habe?«, sagte Texas Dick zu dem Farmer.

»Na, seht, auch einer meiner Leute hat sie beisammen gesehen und gestern sogar den Weißen beobachtet, wie er hehlings zu Greenwood, dem Postmeister, ins Haus trat.«

»Ja, ich habe gestern Nachmittag einen fremden Weißen gesehen, der ganz heimlich durch die Hintertür in des Postmeisters Haus trat, nach einer Weile wieder herauskam, sich ganz verstohlen davonmachte und in das Gebüsch floh, wo ich ihn aus dem Blick verlor«, berichtete einer der Mexikaner.

»Jener Greenwood ist ein Schuft«, sagte Gosport.

»Ja, meiner Treu, das ist er«, versetzte Dick, »und wenn Mister Alfred ein Unglück zustößt, so werden wir den Postmeister lynchen. Ich hatte schon vorigen Winter große Lust, ihm eine Kugel auf den Pelz zu brennen, denn er steckt sicher bei den Pferdediebstählen mit unter der Decke. Aber diesmal soll er gewiss baumeln.«

Ein beifälliges Gemurmel der anderen folgte dieser Drohung, und die Gesellschaft ritt schweigend weiter. Die Sonne ging nun unter, die Dämmerung sank langsam herab und verhüllte im Verein mit dem abendlichen Duft die Ferne. Die Pferde griffen rascher aus, als ob die Nähe der Nacht sie ebenfalls ansporne, und sie jagten rasch über den unebenen Boden der Prärie hin.

Plötzlich rief Dick, welcher fortwährend den ganzen Horizont nach den Bergen hin absuchte: »Beim Wetter! Dort reitet Señor Alfred! Ich erkenne seinen Grauschimmel!«

Und in der Tat sah man in ziemlicher Ferne einen einzelnen Reiter über eine leichte Hügelwelle hinreiten, und alsbald ritt ihm der ganze Haufen nach. Allein der Reiter hatte noch immer einen bedeutenden

Vorsprung und schien den Ruf nicht zu hören, welchen ihm Texas Dick nachsandte.

»Señor Gosport, das war ein Schuss! Habt Ihr's nicht gehört?«, rief nach einer Weile einer der Mexikaner.

»Bei Jove, das war ein Schuss in den Bergen!«, sagte Dick. »Antonio hat recht! Nun im Galopp, vorwärts!

Und da knallte es wieder, ein-, zwei-, dreimal! *Adolante!*«

Der Boden war hier ziemlich eben und der Galopp förderte die Reiter sehr. Sie sahen in der Ferne schon die Schlucht dunkeln, in welche Alfred hineingeritten war.

Gosport rief: »Stoßt ein Kriegsgeschrei aus, Jungens, damit er unsere Nähe bemerkt. Alle miteinander stießen nun ein gellendes Geschrei aus, welches man eine Meile weit hören musste, legten die Zügel auf den Hals der Pferde und gebrauchten Sporen und Peitsche, um diese zur größten Eile anzutreiben.

8

Der Reiter, welchen Texas Dick vorhin hatte über die Hügelwelle reiten sehen, war in der Tat Alfred Richter gewesen. Er war seither ohne Schwierigkeiten im schlanken Trab geritten, um sein Pferd nicht sehr zu ermüden, denn er hatte noch einen weiten Weg vor sich. Als er aber in die Nähe der tief zerklüfteten Barranca kam und bemerkte, dass die Dämmerung bereits herabsank, so setzte er sein Pferd in Galopp, um die Schlucht noch vor Einbruch der Nacht zu passieren, weil diese voll mit Geröll lag. Aus diesem Grund hatte er den Anruf Dicks nicht mehr gehört. Als er in die Schlucht einritt, wurde die Dämmerung dichter wegen der Enge des Passes und der Höhe der Felsenwände zu beiden Seiten. Er musste daher seine ganze Aufmerksamkeit auf den schwierigen Pfad richten, über welchen er zu reiten hatte, und konnte sich nicht umsehen. Er mochte ungefähr die Hälfte der Schlucht durchritten haben, als es plötzlich vor ihm aufblitzte und ein lauter Knall folgte. Zugleich fühlte er gleichsam einen Schlag vor der Brust und am linken Arm und erkannte, dass er getroffen war. Im Nu zog er seinen Revolver, aber im selben Augenblick fielen noch zwei weitere Schüsse, die ihn blendeten.

Als bald bäumte sich sein Pferd auf und stürzte, durch den Kopf getroffen, mit ihm zusammen.

Ein Glück, dass er nicht ganz unter dasselbe zu liegen kam, sondern nur mit einem Bein festgeklemmt war. Kaum waren Ross und Reiter gefallen, so tauchten drei dunkle Köpfe hinter den Felsblöcken auf und sahen sich nach der Wirkung ihrer Schüsse um.

»Bueno, meine Jungen!«, rief einer von den drei Schützen, ein weißer Mann - Señor Tony, wie unsere Leser bereits erraten haben werden. »Er ist gestürzt, aber ich bezweifle, dass er tot ist. Macht ihn vollends nieder und die fünfzig Dollar und ein Fass Branntwein sind euer!«

Die Indianer grunzten beifällig, sprangen auf und traten hinter den Felsblöcken hervor, welche sie seither verdeckt hatten. Aber Pedro, welcher schon sein Messer gezückt hatte, stieß es wieder in die Scheide zurück und zögerte.

»Gelbhaar hat einen Revolver, schätze ich«, sagte er. »Er wird auf uns schießen.«

»Dummheit! Rück ihm zu Leibe und schlag' ihm den Schädel ein!«, rief Tony ungeduldig. »Beeilt euch, verliert keine Zeit, ehe er sich wieder erholt und uns Ungelegenheit macht!«

»Schießt noch einmal hin!«, versetzte Pedro zögernd.

»Geh du, Miguel! Schnell!«

»Geh du, Señor! Du auch Revolver im Gürtel!«, sagte Miguel.

»Halt! Hört ihr nichts? Hufschlag! Pferde!«, sagte Pedro. »Pferde kommen!« Er hielt seine beiden Begleiter zurück.

Tony horchte und hörte den Hufschlag eines Pferdes. Der laute Schall desselben sagte ihm, dass der Reiter schon in der Schlucht sein müsse.

»Es ist nur ein Einziger«, flüsterte Tony. »Ladet schnell und schießt, sobald er aus dem Schatten herauskommt.«

Allein die Indianer schienen dazu keine Lust zu haben. Sie glaubten sich dazu entweder nicht verpflichtet oder wollten kein neues Wagnis eingehen. Sie duckten sich also wieder hinter ihre Felsblöcke und horchten auf den Hufschlag des rasch herannahenden Pferdes. In diesem Augenblick hörte Tony, wie Alfred sich seufzend aufrichtete und laut um Hilfe rief.

»Beeilt euch, schießt ihn nieder«, raunte er den Apachen zu. »Hier ist mein Gewehr. Schießt oder in einer Minute ist er wieder auf den Beinen und kampfbereit.«

»Schießt Ihr!«, sagte Miguel und versuchte zu den Pferchen zu flüchten.

Mit einer wilden Verwünschung riss Tony das Gewehr herauf und schoss. Aber er mochte schlecht genug gezielt haben, denn die Kugel piff über Alfred hinweg und schlug sich an einem Felsblock platt. In diesem Augenblick kam der Reiter ganz nahe heran und rief laut und ängstlich: »Alfred! Alfred!«

»Zum Donner, was seh' ich? Eine Frau? Es ist Emmy!«, murmelte Tony. »Schießt nicht! Tut ihr nichts zuleide! Nehmt ihr nur das Pferd, sodass sie nicht zurückreiten kann! Die verliebte Törin! Hierher zu kommen!«

Allein die beiden Apachen rührten sich nicht und lauerten nur. Emmy war mittlerweile soweit herangeritten, dass sie trotz der Dämmerung das tote Pferd und den Reiter am Boden liegen sah. Mit einem unterdrückten Schrei hielt sie ihr Pferd an, glitt aus dem Sattel und näherte sich Alfred. Der Anblick einer Frau gab den Apachen Mut. Eine weiße Frau zu erbeuten, ist ja die höchste Gier des wilden Indianers, und mit ihrem wilden Kriegsgeschrei eilten sie auf sie zu. Allein Emmy erkannte nicht sobald ihre Absicht, als sie aufsprang und sie mit ihrem Revolver bedrohte. Die Indianer prallten zurück, und dieser Aufenthalt war für sie verhängnisvoll, denn in diesem Augenblick wurde ihr Kriegsgeschrei von einer anderen Seite her beantwortet. Drei Schüsse knallten, die Apachen flohen, und in der nächsten Minute hörte man sie die Schlucht hinauf davonsprengen.

Bevor Emmy noch Zeit gehabt hatte, die gefährliche Lage einzusehen, in welcher sie sich befand, sprangen drei dunkle Männergestalten auf sie zu.

Eine Männerstimme rief in tiefen Kehllauten: »Nicht schießen, Señorita Emmy, ich bin Cuervo!«

Ja, es waren der Ute und seine Söhne, welche in diesem kritischen Augenblick zur Stelle kamen.

»Dem Himmel sei Dank!«, stammelte Emmy. »Kommt, Cuervo! Helft mir! Señor Alfred stirbt!«

»Nicht doch, ich bin nur verwundet, liebe Miss«, erwiderte Alfred schwach. »Helft mir unter dem Pferd hervor, guter Cuervo!«

Die drei Ute hatten ihn schnell unter dem toten Pferd hervorgezogen, und Alfred konnte sie nun versichern, dass er nicht bedeutend verwun-

det sei, aber anscheinend den Fuß gebrochen habe. Sie setzten ihn nun auf einen Felsblock und versuchten ihm die Wunden zu verbinden. Er hatte eine Wunde am Arm, eine an der Schulter, eine an der Brust von einem Schuss, der offenbar mit gehacktem Blei geladen war. Emmy hatte ihn zärtlich umschlungen und hielt ihn aufrecht, und er küsste ihr stumm, aber in tiefer Bewegung die Hand. Jetzt hörte man Hufschlag und lautes Geschrei die Schlucht heraufkommen, und einige Minuten später ritten Gosport und Texas Dick mit ihren Leuten heran. Die Männer stiegen ab, sammelten dürres Gras und Unkraut und zündeten ein Feuer an, und Emmy lag in den Armen ihres Vaters. Der Mut und die Besonnenheit, welche sie in dieser Aufregung so lange aufrechterhalten hatten, schienen sie plötzlich zu verlassen, denn sie hing sich an den Hals ihres Vaters und schluchzte laut und krampfhaft.

Es war jedoch keine Zeit, der Empfindsamkeit Raum zu geben, denn Dick richtete einige Fragen an Alfred und sagte dann: »Na, jetzt wissen wir wenigstens, wer die Schurken waren und wie viele ihrer. Ich schätze, es nützt nichts mehr, sie zu verfolgen, denn wir könnten sonst nur in einen anderen Hinterhalt fallen. Ich schätze, wir kehren um! Nehmt dem toten Pferd Sattel und Zaumzeug ab und setzt Squire Alfred auf meinen Braunen. Ich will mir nur noch den Ort genauer ansehen!« Dann machte er sich mit Cuervo und seinen Söhnen daran, die ganze Umgebung abzusuchen, wobei sie sich mit Fackeln von harzigen, dünnen Sträuchern leuchteten.

»Hallo, was ist das?«, rief er dann plötzlich, als er hinter einem der Felsblöcke eine schöne Hinterlader-Doppelflinte aufhob, welche Tony bei seiner Flucht entfallen war. »Ah, dich kenn' ich ja und weiß nun gewiss, was mir immer geschwant hat! Ich weiß nun, wer der Mörder ist! ... Sieh Cuervo! Die Läufe sind noch verrußt, und da stecken noch die frisch abgeschlossenen Patronen! Warte, mein sauberes Bürschchen! Das bringt dich an den Galgen, wenn wir dich kriegen!« Und er hing sich mit einer wilden Verwünschung die Flinte auf die Schulter und stieg hinter einem seiner Gefährten aufs Pferd. Cuervo und seine Söhne taten desgleichen und die ganze Gesellschaft verließ so rasch wie möglich die Schlucht.

Alles dies hatte sich in einer weit kürzeren Zeit zugetragen, als wir zur Erzählung dieser Ereignisse brauchten, und erst als man schon ein gutes Stück des Heimweges zurückgelegt hatte, begann Cuervo zu er-

zählen, auf welche Weise er so geschickt zum Einsatz gekommen war. Um seine nach indianischer Art weitschweifige Darstellung nicht wörtlich wiederzugeben, sagen wir in Kürze: Seit er von Texas Dick herbeibeschieden worden war, um die beiden herumlungernenden Apachen zu beobachten, war er zu dem Schluss gekommen, dass sie von Tony gedungen seien, Alfred umzubringen oder zu verschleppen. Er und seine Söhne hatten sich daher darin geteilt, einerseits über Alfreds Sicherheit zu wachen, andererseits die Apachen und Tony nicht aus dem Auge zu lassen. Die Apachen betranken sich häufig in einer einsamen Schenke in der Prärie, welche ein mexikanischer Farbiger hielt, und schwatzten dann ihre Geheimnisse aus, welche dem Ute-Häuptling hinterbracht wurden. So hatte er den jüngst beabsichtigten nächtlichen Überfall, den er mit seinen Söhnen vereitelt hatte, erfahren. So auch den neuesten Anschlag, vor dem er Alfred durch Baldomero hatte warnen lassen wollen. Sobald er erfahren hatte, dass Baldomero den jungen Deutschen nicht getroffen hatte, war er mit seinen Söhnen zur Barranca de los Conejos geeilt, um den Hinterhalt, welchen Tony und seine Spießgesellen gelegt hatten, zu entdecken und zu vereiteln, hatten denselben aber an einer anderen Stelle gesucht und sich deshalb verspätet. Erst als Miss Emmy an ihnen vorübergeritten war, um zu dem Ort zu eilen, wo die Schüsse gefallen waren, kamen sie, da sie zu Fuß waren, noch rechtzeitig zur Stelle und konnten schließlich nichts anderes mehr tun, als auf die Apachen zu schießen. Dass sie diese leider verfehlt zu haben schienen, daran waren ihr rasches Laufen und die rasch einbrechende Dämmerung schuld gewesen. Aber sie verschworen sich nun hoch und teuer, dass sie die drei Schurken dennoch ausfindig machen und entweder niederschließen oder den Behörden überliefern würden, um sie hängen zu lassen. Etwa auf halbem Heimweg begegnete der Zug dem Squire Holz, welcher mit einigen seiner Leute eiligst herangeritten kam. Dieser war sehr empört über das, was er hörte, und konnte seinem Nachbarn und dessen Leuten nicht genug für die rasche Hilfe danken, welche sie seinem Neffen geleistet hatten, - ein Dank, welchen Mister Gosport als etwas auf der Grenze Selbstverständliches ablehnte.

»Meiner Treu, ich werde es mich einen Teil meines Vermögens kosten lassen, um dieses Gesindel von Indianern und niederträchtigen Weißen aus der Nachbarschaft zu vertreiben«, sagte er voll tiefer Ent-rüstung. »Ich schwöre ...«

»Nein, schwört nicht, Boss«, fiel ihm Texas Dick ins Wort. »Ihr könntet es sonst wohl bereuen.«

»Ich? Warum denn?«, fragte der Farmer.

»Man sagt, man kenne den schuftigen Weißen, der sich mit den Apachen herumtreibt, - ja, ich schätze, man kennt ihn nun genau«, versetzte Dick.

»Sei er, wer er wolle«, sagte Mister Holz mit grimmigem Ernst, »ich schwöre, dass, wenn dieser Schurke morgen noch im Coloradogebiet ist, er sich gut verstecken muss, denn ich werde ihn hetzen, als ob er eine Wildkatze wäre! Nun, und wer ist denn der Schuft, der auf meinen Neffen geschossen hat? Heraus mit der Sprache, Dick!«

»Na, wenn Ihr es denn durchaus wissen wollt, Boss«, erwiderte Dick gerade heraus. »Es ist kein anderer als Euer Neffe Anthony Dirks, den Ihr vor zwei Jahren fortgejagt habt. Ihr braucht Euch aber seinetwegen nicht zu verschwören, denn es sind eine Menge wackere Jungen hier, die ihn kaltblütig niederschießen werden wie ein Stinktief, sobald sie ihn zu Gesicht bekommen.«

Squire Holz fuhr buchstäblich zusammen, als er dies hörte. »Unmöglich!«, sagte er dann nach einer Pause wie im Selbstgespräch. »Nein, es ist nicht möglich. Allein, wenn er auch zehnmal mein Neffe wäre, so muss er doch baumeln, wenn ich ihn bekomme ... Aber sagt mir, Dick, worauf stützt Ihr Eure Behauptung, dass der Mordbube unser Anthony Dirks gewesen sei?«

»Nichts leichter als dies«, entgegnete Texas Dick. »Hier hab' ich dieselbe Flinte, mit welcher der Schurke auf Mister Alfred geschossen hat. Ich fand sie zufällig am Ort der Tat und erkannte sie sogleich als Master Tonys Gewehr, und Ihr werdet sie auch sogleich erkennen, wenn Ihr sie zu Hause seht. Außerdem haben ihn verschiedene Leute in den letzten Tagen sich heimlich in der Gegend herumtreiben und mit dem weißen und farbigen Gesindel, namentlich mit dem alten Kojote Greenwood verkehren sehen. Und da er schon vor zwei Jahren, bald, nachdem Mister Alfred angekommen war, mit denselben zwei schuftigen Apachen sich hier herumtrieb und auf neue, schlimme Streiche zu sinnen schien, so hat mir schon damals geschwankt, dass er es darauf abgesehen haben könnte, Mister Fred auf die Seite zu schaffen und dann zu versuchen, ob er sich wieder bei Euch in Gunst setzen könnte, oder ob er, - na, ich will es lieber nicht aussprechen, aber einem solch ausbündi-

gen Schurken wie Tony ist ja alles zuzutrauen.«

Mister Holz schwieg, im Grunde tief betrübt über die Verworfenheit seines Neffen Tony, den er jahrelang gehätschelt und in dem er sich nur eine Schlange am Busen ernährt hatte. Was ihm Dick mitgeteilt, war ja nur allzu glaublich nach allem, was er selber von Tony erlebt hatte. Als er zu Hause aus Dicks Händen das Doppelgewehr empfing, welches dieser am Ort des Überfalls gefunden hatte, musste dem Farmer jeder Zweifel schwinden, denn er erkannte das Gewehr sogleich als dasjenige, womit er selbst vier oder fünf Jahre vorher Tony beschenkt hatte. Nun verkehrte sich auch der letzte Rest von Mitleid, welchen Holz seither mit Anthony Dirks gehegt hatte, in den tiefsten Abscheu, und er erklärte entschieden, dass er keine Kosten und Mühe scheuen werde, um Tony und seine Spießgesellen dem Arm der Gerechtigkeit zu überliefern.

Alfred hatte dies alles mit angehört, aber es sich nicht recht erklären können. Als er nach Hause gebracht, ins Bett gelegt und mit einem Notverband versehen wurde, sah er Onkel Holz so erschüttert, dass er ihn nicht darüber fragen mochte, und bedurfte selbst auch zu sehr der Ruhe, denn der Blutverlust hatte ihn schwach gemacht. Er hoffte aber, mit Zeit und Weile schon von Texas Dick die nötige Aufklärung darüber zu bekommen. Squire Gosport war mit Emmy und seinem Sohn Robert nach Hause geritten, sobald sie den Verwundeten gut untergebracht sahen. Bill und Red Gosport und Antonio waren aber auf Holz' Ranch zurückgeblieben und hatten mit Texas Dick und den anderen Weißen noch eine Beratung gepflogen, nach deren Beendigung sie alle wieder zu Pferde stiegen und nach Andrew Jackson City ritten. Etwas entfernt von den Häusern stiegen sie ab, banden ihre Pferde an eine Fenca (Zaun) und ließen sie unter der Aufsicht eines Mexikaners zurück, lösten sich dann in eine Plänklerkette auf und umzingelten die ganze »Stadt«, sodass alle Ausgänge besetzt und das Haus des Postmeisters auf allen Seiten umstellt war. Nun trat Texas Dick an die Hintertür desselben und pochte leise, bis Greenwood erwachte und erschrocken fragte, was es gebe.

»Macht auf, Mister Greenwood«, sagte Dick mit verstellter Stimme. »Ich bringe Euch eine Botschaft von Master Tony Dirks. Öffnet schnell, - es eilt!«

Greenwood erschrak noch mehr, denn sein Gewissen schlug ihm.

Gleichwohl aber oder vielleicht eben deshalb fürchtete er falsches Spiel.

»Wer seid Ihr?«, fragte er und suchte seiner Stimme einen möglichst barschen Ton zu geben.

Dick nannte den Namen des farbigen Mexikaners in der Prärie, welcher die Branntweinschenke hielt, und das flößte Greenwood so viel Vertrauen ein, dass er die Tür halb öffnete, aber mit der schussfertigen Sattelpistole in der Hand. Im Nu jedoch war er von einer nervigen Faust an der Kehle gepackt, zu Boden gerissen und ihm die Pistole entwunden, und in der nächsten Minute füllte sich die Stube mit Bewaffneten.

Es wurde Licht angezündet, und Greenwood sah lauter bekannte Gesichter von den bewaffneten Ranches. Ehe er sich's versah, war er an Händen und Füßen gebunden und sah ein halbes Dutzend jener furchtbaren Peitschen, welche man zum Eintreiben des Viehes benutzt, in den Händen derer, die um ihn standen.

»Wir sind die Regulator¹«, sagte Texas Dick. »Nun mach' reine Brust und gestehe, was du von Tony Dirks Plänen weit, sonst werden wir dich zunächst cowhide²!«

»Tony ist gefangen«, sagte einer der jungen Leute. »Gesteh', was du weit, ehe er gegen dich aussagt!«

Nun fiel dem feigen Schuft das Herz in die Schuhe und er sagte alles aus, was er nur wusste: wie er Tony damals, als Mister Holz ihn fortgejagt, Unterkunft gegeben, wie er die von Holz aufgegebenen Briefe vor dem Abschicken geöffnet und abgeschrieben, wie Tony sich dieselben durch einen deutschen Ansiedler habe übersetzen lassen und dadurch Kunde von Holz' Absicht, einen deutschen Verwandten zu sich zu nehmen, erhalten, wie Tony sich damals in Denver und Kansas City herumgetrieben, bis die Antwort aus Deutschland gekommen sei, welche Greenwood wieder geöffnet und für Tony abgeschrieben habe. Green-

¹ Regulators nennen sich die Mitglieder der Sicherheitsausschusse oder Vigil'ance committees, welche in wenig besiedelten Gegenden des Westens für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit und für die Bestrafung brutaler Verbrechen durch summarische

² To cowhide heißt, mit dem Ochsenziemer bearbeiten, d. h. halb zu Tode prügeln - die gewöhnliche Strafe für kleinere Vergehen im fernen Westen.

wood erzählte dann, was er von Tony wusste: wie dieser dem deutschen Neffen entgegengereist sei, um ihn womöglich schon in New York beiseitezuschaffen oder auf einen Walfischfänger zu bringen, wie der Anschlag sowohl in New York als auch in Kansas City misslungen, wie Tony dann wieder nach Andrew Jackson City gekommen sei, um mittels der beiden indianischen Vagabunden Alfred aus der Welt zu schaffen, wie aber vor zwei Jahren der Aufschlag dadurch vereitelt worden sei, dass ein Farmer, welchem Tony im betrügerischen Spiel eine Summe Geldes abgenommen hatte, denselben erkannt und verfolgt hatte; wie dann, weil Farmer Berson nun weggezogen, Tony vor Kurzem wiedergekommen sei, um Alfred zu beseitigen, in der Hoffnung, dass er nach dessen Beseitigung vielleicht sich wieder die Verzeihung und Gunst von Christoph Holz erwerben könne; wie er aber im anderen Fall, wenn ihm dies nicht gelingen würde, bei dem alten Holz wieder liebes Kind zu werden, die Absicht gehabt habe, den alten Holz umbringen zu lassen, um dessen Hinterlassenschaft als Erbe in Anspruch zu nehmen und dergleichen mehr.

Diese Enthüllungen des elenden Greenwood empörten die Zuhörer so sehr, dass sie den Schurken am liebsten sogleich halb zu Tode gepeitscht hätten. Allein Texas Dick verhinderte dies.

»Dies alles muss er vor Squire Holz wiederholen, damit der Boss erfährt, was für ein sauberes Brüderlein der hochnäsige Tony ist«, sagte er. »Wisse, du Schuft von einem Postmeister, dass wir dich nun zu Squire Holz nehmen und dass du gegen Tony Dirks aussagen musst. Willst du das nicht, so werden wir dir den Ochsenziemer zu kosten geben, bis deine Alligatorseele in die Hölle fährt. Jetzt packt ihn auf ein Pferd, Jungs, und fort mit ihm zu Holz' Ranch!«

Dies geschah, und am Morgen musste Greenwood vor Mister Holz seine ganze Aussage wiederholen. Der ehrliche Farmer schauderte, als er die ganze Verworfenheit seines undankbaren Pflegesohnes erfuhr, und er ließ Greenwood, nachdem er vorläufig tüchtig ausgepeitscht worden war, in das Countygefängnis abliefern, damit ihm später der Prozess gemacht werde, denn er wollte nicht, dass man Greenwood lynche, ehe Tony gefangen sei. Gleichzeitig ließ er dem Friedensrichter den Mordanschlag berichten und die Justiz gegen Anthony Dirks aufbieten. Mit dem frühesten Morgen ritten Texas Dick und eine Anzahl junger Leute auf die Verfolgung von Tony und den beiden Apachen

aus, denn Gosport und andere Farmer hatten auf die Beibringung der Schurken eine Prämie von je hundert Dollar gesetzt. Von allen Ranches und Farmen auf mehrere Tagesreisen in der Umgebung schlossen sich bewaffnete Männer dem Haufen an, um die drei Landstreicher einzufangen oder niederzuschießen. Acht Tage durchstreifte man die Plains und die benachbarten Vorberge nach den drei Schurken, ohne jedoch eine Spur von ihnen zu finden. Diese schienen glücklich entronnen zu sein. Endlich am neunten oder zehnten Tag fanden einige Baqueros die Leiche eines Indianers mit einem Schuss in die Brust und dem Rest eines Lariats um den Hals in einer Senke in der Prärie. Die Leiche wurde als diejenige des Apachen Pedro erkannt und zeigte, dass derselbe mehrere halb verheilte Schrotwunden hatte und ein Stück weit am Boden geschleift worden war. Einige Tage darauf fand ein Ansiedler, welcher auf die Antilopenjagd ausgeritten war, an der Wegfährte nach Los Animas die nackte Leiche eines Weißen, welche skalpiert war, und erkannte in ihm Tony Dirks, den also hier sein Schicksal ereilt hatte, und berichtete darüber an Squire Holz.

Mittlerweile lag Alfred zu Hause, von einem Arzt aus Trinidad verbunden, von Onkel Holz auf das liebeichste gepflegt, denn wenn dieser seinem Neffen schon seither herzlich gut gewesen war, so schien er ihm nach den erzählten Ereignissen noch viel teurer geworden zu sein. Er behandelte Alfred wie seinen leiblichen Sohn, setzte ihn in einem Testament zum Erben ein und konnte seine Genesung kaum erwarten. Emmy Gosport, welcher Alfred wohl unbedingt die Erhaltung seines Lebens verdankte, kam jeden Tag herübergeritten, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und war sehr um seine Genesung bekümmert. Es war unverkennbar, dass die beiden jungen Leute einander unsäglich lieb hatten, und alle Bekannten sahen in ihnen schon ein verlobtes Paar.

Etwa zwei Monate später saß Texas Dick an einem Sonntag Nachmittag neben Alfreds Bett, rauchte seine Pfeife und plauderte mit ihm von allerlei Dingen.

Da sagte Alfred: »Hört mal, Dick, ich habe schon so viel von dem niederträchtigen Tony reden hören, der ein solch trauriges Ende genommen hat, und doch konnte ich nie etwas Näheres über seine früheren Geschäfte erfahren, weil mein Onkel niemals von ihm reden will. Könnt Ihr mir's nicht sagen, was eigentlich an dem Burschen war?«

»Ei, warum denn nicht?«, erwiderte Dick. »Die Geschichte ist ja kein

Geheimnis. Tonys Vater hatte einen Store (Kramladen) zu Topeka in Kansas und wurde in trunkenen Händeln von einem Rowdy erschossen. Er war Witwer und ein schlimmer Haushälter. Squire Holz, dessen Frau die Schwester von Tonys Vater war, reiste hin und holte den Jungen, welcher damals erst vierzehn Jahre alt, aber ein grundverdorbener Bursche und ein feiger Heuchler war. Misses Holz verhätschelte den Jungen vollends, denn sie und der Boss hatten einen Narren an dem Kerl gefressen. Er kam in schlechte Gesellschaft und machte viele dumme Streiche, welche aber Misses Holz immer verdeckte und verheimlichte. Als sie tot war, bestahl Tony den Boss, wo er nur konnte, und dieser sah ihm alles nach, weil er seiner Frau auf ihrem Sterbebett versprochen hatte, für Tony zu sorgen. Er warnte ihn und machte ihm ernstliche Vorstellungen, aber es half nichts. An einem schönen Morgen kam's heraus, dass Tony des Alten Unterschrift auf einem Wechsel über tausend Dollar gefälscht hatte. Der Boss bezahlte den Wechsel, anstatt den Buben den Gerichten zu übergeben, jagte ihn zwar fort, gab ihm aber noch tausend Dollar unter der Bedingung, dass er damit nach Kalifornien gehe und ein neues Leben anfangen. Er erklärte Tony, dass er ihm nie wieder über die Schwelle kommen dürfe, und der Bursche verduftete. Das ist alles, denn das Übrige wisst Ihr ja. Na, er hat nun doch am Ende seinen Teil bekommen.«

Alfred genas wieder und sein gebrochenes Bein heilte. Der Winter verging, aber er hatte Heimweh nach den Seinen, wie sie nach ihm, seit die Mutter aus Holz' Briefen erfahren hatte, welcher Gefahr ihr Sohn ausgesetzt gewesen war. Squire Holz bemerkte, dass der Junge den Kopf hängen ließ und lockte aus ihm heraus, wo ihn der Schuh drücke.

»Da kann ja geholfen werden, Junge!«, sagte Squire Holz. »Du bist nun mein Erbe, und für deine Mutter und Geschwister ist hier Platz genug. Ich gebe dir ein Stück Geld, und du lässt sie zu uns kommen, wo wir für sie sorgen wollen. Dann bilden wir hier eine große Familie. Bist du zufrieden?«

»Onkel, Sie überhäufen mich mit Wohltaten! Wie soll ich es Ihnen vergelten?«, rief Alfred mit Tränen in den Augen. »Fürwahr, ich kann es nicht wettmachen. Wenn aber Mutter hier ist, hab' ich keinen weiteren Wunsch mehr auf Erden.«

»Sag das nicht, Junge!«, versetzte Christoph Holz lächelnd. »Ich weiß, du hättest noch einen anderen, den du nicht auszusprechen wagst.

Aber ich hab' ihn längst erraten und bin damit einverstanden. Ich werde heute Nachmittag zu Nachbar Gosport hinüberreiten und um Miss Emmys Hand für dich anhalten, und zu Ostern soll dann Hochzeit sein. Was meinst du?«

»Onkel, lieber Onkel! O, das ist zu viel! ...«

»Ja, na, lass nur, Junge! Lass mich nur gewähren«, sagte Squire Holz ergriffen. »Der Mensch ist ein übernächtiges Geschöpf und ich bin nachgerade ein alter Knabe, den der Sensenmann jeden Tag holen kann. Da möchte ich auch noch erleben, ein paar Enkel auf dem Schoß zu wiegen und um mich herumhüpfen zu sehen. Du bist ja mein Sohn und kannst mir keine größere Freude machen, wenn du mir Emmy Gosport als Tochter zuführst.«

Alfred fiel vor Freuden dem Onkel um den Hals.

Der aber schüttelte ihn sachte ab und sagte lächelnd: »Du kannst eigentlich auch mit hinüberreiten, wenn dein Bein es erlaubt, und kannst dir gleich den Verlobungskuss holen, du Duckmäuser!«

Natürlich erhielt Alfred von Emmy und Squire Gosport gern das Jawort, und zu Ostern wurde die Hochzeit gefeiert, und Emmy zog wie ein guter Engel auf Holz' Ranch ein und begann daselbst als holde, rühri-ge Hausfrau zu walten.

Einige Wochen später kamen eines Nachmittags einige Hirten auf Holz' Ranch angeritten und brachten einen verwundeten und gebundenen Indianer, den sie beim Pferdediebstahl ertappt und von seinem Gaul heruntergeschossen hatten.

»Potz Donner! Das ist ja Pequito Miguel, der Apache!«, rief Texas Dick, sobald er ihn erblickte. »Hat dir's keine Ruhe gelassen, bis du uns endlichen die Hände fielist, du Stinktief? Na, Boss, nun werden wir ja erfahren, wie Tony unterging! Rede, Miguel, wo ist der weiße Mann geblieben, mit dem du damals in der Kaninchenschlucht warst? Sprich oder ich kitzle dich mit der Peitsche!«

»Miguel hat ihn erschlagen, sein Skalp an Miguels Köcher«, versetzte der Indianer mit wilder Schadenfreude. »Aber sein Skalp böse Medizin, Miguel nur Unglück gebracht, - damn him!« Und dann erzählte er mit der wilden Ruhmredigkeit und Schadenfreude der Indianer, wie Pedro und er mit Tony Dirks geflohen seien und unterwegs Händel bekommen haben, weil Tony ihnen die fünfzig Dollar und das Fässchen Brantwein vorenthalten habe, weil »Gelbhaar« nicht totgemacht wor-

den sei, wie sie Tony mit den Messern bedroht, wie Tony Pedro dann niedergeschossen, ihm den Lariat über den Kopf geworfen und ihn am Boden geschleift habe, bis er tot gewesen sei. Wie Miguel, darüber empört, dass sein Bruder als erwürgt³ nicht in die ewigen Jagdgründe, den Indianerhimmel, abgegangen sei, - sich gelobt, den weißen Mörder umzubringen, wie er ihn verfolgt, eingeholt, im Schlaf erschlagen, bis auf die Haut ausgeplündert, skalpiert und so nach indianischem Brauch die Blutrache an ihm vollzogen habe.

Squire Holz ließ den Apachen nicht lynchen, wie es seine Leute wünschten, sondern nach Pueblo abliefern, wo Pequito Miguel prozessiert, zum Tode verurteilt und gehenkt wurde, denn es ging ihm nicht so gut wie dem erbärmlichen Greenwood, welchem es gelungen war, nach ein paar Nächten aus dem Gefängnis zu entkommen, und von dem man seither nichts mehr gehört hatte.

Als Frau Richter den Brief Alfreds erhielt, worin er sie dringend bat, mit ihren Kindern zu ihm zu kommen, erschrak sie beinahe zu Tode bei dem Gedanken, dass sie über den Atlantischen Ozean fahren und in ein Land gehen sollte, wo es noch Räuber und blutdürstige Indianer gab. Ihre Kinder dagegen nahmen die Sache nicht so schwer und freuten sich über die Möglichkeit, nach Amerika zu kommen. Dazu schrieb Alfred so beweglich, bat so dringend und ernsthaft und sandte ein solch reiches Reisegeld, dass alle Freunde und Bekannte der guten Frau ihr nur dringend rieten, seiner Einladung zu folgen. So entschloss sie sich, um ihrer Kinder willen, nach vielem Bedenken, unter vielen schlimmen Ahnungen, Seufzern und Tränen, verkaufte ihre Habseligkeiten und reiste mit den ihren ab. Sie fand denn auch bald, wie es schon Tausenden vor ihr ergangen war, dass der schwerste Schritt nur der Entschluss zur Reise war, und dass man auch eine lange Seereise überleben kann. Die Überfahrt ging glücklich vonstatten, die Landreise auf dem vorgezeichneten Weg war weniger mühsam, als sie befürchtet hatte.

Als sie an einem schönen Junitag in Denver aus dem Eisenbahnwagen stieg, trat Alfred ihr am Arm einer sehr hübschen

³ Die Indianer glauben, die Seele des Sterbenden fahre durch die Kehle aus, um in die künftige Welt einzugehen. Wer daher gehenkt, erwürgt oder skalpiert wird, kann nicht in die ewigen Jagdgründe eingehen, und dies ist der größte Schrecken für einen Indianer.

Dame entgegen und sagte: »Liebe Mutter, dies ist meine Frau. Ich bin überzeugt, du wirst sie lieb haben!«

Dies war ein freudiges Wiedersehen, eine unbeschreiblich holde Überraschung. Mutter und Geschwister folgten Alfred zur Ranch, wo sie herzlich von Onkel Holz willkommen geheißen wurden und niemals bereuen durften, dass sie am Fuß der Felsengebirge eine neue Heimat gesucht hatten.

